Die Klatschrosenwiese

oder:

Der verborgene Schatz.

Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Ein großes Diner.

Um sieben Uhr waren fast alle Gäste in dem prächtigen Salon des Banquiers versammelt. Die Damen waren festlich geschmückt, einige trugen kostbare Brillanten. Andere, und unter diesen war Madame Durchamp, glänzten vor Allem durch ihre Reize. Die alte Madame Volmerange hatte für mehr als sechzigtausend Francs Edelsteine an sich; sie wurde dadurch nicht verjüngt, aber sie war der Gegenstand mehr oder minder zarter Schmeicheleien, welche viele Leute dem Reichthum, gleichviel unter welcher Gestalt er sich zeigt, schuldig zu sein glauben.

Madame Burgrave allein machte sich lächerlich; sie sah, ungeachtet ihres sehr schönen Anzugs, so sonderbar aus, daß man sie kaum ansehen konnte, ohne zu lachen. So hatte sie auf dem Kopfe einen Paradiesvogel, dessen Schweif bis zu ihrem linken Auge herabreichte und sie oft veranlaßte zu schielen. Aber der Haarkünstler hatte ihr gesagt, sie gleiche der Diana von Poitiers, und sie würde um keinen Preis der Welt die Verrückung ihres Paradiesvogelschweifes geduldet haben.

Duvalloir hat der Einladung Bouffi's Folge geleistet. Obgleich er kein neues Gesicht mehr in der Gesellschaft ist, findet man bei ihm doch nicht jenes einnehmende, zuvor-

kommende Wesen, mit welchem der Weltmann aufzutreten pflegt. Er spricht sehr wenig, mengt sich in keine Unterhaltung; man muß ihn zum Sprechen aufreizen, sonst würde er in einem Salon seinen Ernst und seine Schweigsamkeit nicht ablegen. Aber er ist ungemein höflich und ganz ungezwungen in seinem Benehmen. Man sieht es ihm an, daß er nicht aus Befangenheit, sondern absichtlich so zurückhaltend ist.

Madame Burgrave wirft schmollend den Mund auf, als sie Duvalloir bemerkt, und flüstert der Dame vom Hause zu:

»So! der Herr, den ich nicht leiden kann, ist auch hier! Was für eine Impertinenz wird er mir heute sagen!«

»Sie können überzeugt sein, daß er durchaus nicht die Absicht hat, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen; er ist ohnehin wortkarg, und wenn Sie ihn gesprächig machen, so können Sie sich etwas darauf einbilden.«

»Ich habe keine Lust dazu, und ich hoffe, daß Sie ihn nicht zu meinem Tischnachbar machen werden.«

»Nein, mein Mann will, daß er neben mir sitze.«

»Ich beneide Sie nicht.«

»Wie finden Sie Madame Durchamp diesen Abend?«

»Sie gefällt mir gar nicht, die Farbe ihres Kleides ist zu grell.«

»Das finde ich auch.«

»Und wie finden Sie meinen Kopfputz? Dieser Paradiesvogel steht mir gut, nicht wahr?«

»Sie sind reizend!«

Madame Burgrave ist entzückt, sie stolzirt triumphi-

rend durch den Salon und bleibt sich zierend vor dem Spötter Grangeville stehen.

Dieser sieht sie spöttisch lächelnd an und sagt endlich:

»Lassen Sie ihn doch fliegen.«

»Wen soll ich fliegen lassen?«

»Ihren Vogel.«

»Was für einen Vogel?«

»Der auf Ihrem Kopfe sitzt.«

»Warum wünschen Sie denn, daß er davonfliege?«

»Weil er uns den Anblick Ihres linken Auges entzieht.«

»Charmant! Sehr artig, fürwahr! ... Jetzt soll Sie Niemand mehr boshaft nennen.«

»Folgen Sie meinem Rathe und schneiden Sie ihm den Schweif ab.«

»Das fehlte noch! Ich werde mich wohl hüten ... es ist ja sein schönster Schmuck.«

Grébois erscheint; er begrüßt die Dame vom Hause und drückt dem Banquier die Hand. Madame Boussi steht auf und legt Noten auf das Piano. Grébois nähert sich ihr wie zufällig und während er die Lithographien der Notenhefte zu betrachten scheint, flüstert er der Dame zu:

»Ich habe vorhin vergebens auf dem Boulevard du Nord gewartet ...«

Dann fügt er laut hinzu, als ob er sich nur mit den Noten beschäftigte:

»Dieses Lied soll sehr schön sein.«

Madame Boussi antwortet in derselben Weise bald laut, bald flüsternd:

»Ja, ich glaube, es ist von Nadaud. — Es war mir

unmöglich zu kommen, er war fast den ganzen Tag bei mir. — Ich werde diesen Abend Fräulein Bertini ersuchen, es zu singen.«

»Aber morgen werde ich Sie doch sehen? — Und hier ist ein Duett ...«

»Ja wohl, morgen ... wie ich hoffe. — Es ist aus dem Pré aux Clercs.«

»Eine köstliche Musik, die nie veraltet. — Zu welcher Stunde?«

»Morgens ist mir lieber ... wenn ich ins Bad gehe.«

»Gut ... jede Stunde ist mir recht, wenn Sie nur kommen. — Ich habe es schon gehört, es ist das Duett im ersten Act ...«

»Still! Geben Sie Acht!«

Grangeville nähert sich dem Piano, sieht Madame Bouffi pfiffig lächelnd an, schaut in das Notenheft, das der Rechtsgelehrte in der Hand hat, und fängt an zu trällern:

»Die Stelldichein der schönen Welt
Sind immer hier auf diesem Feld.«

»Allerliebstes Duett!« fügt er hinzu; »sehr gut gewählt. Es bleibt immer Mode und wird zu jeder Zeit gesungen werden.«

Madame Bouffi erröthet und eilt zu einer Dame, um im Gespräch mit derselben ihre Befangenheit zu verbergen. Grébois aber sagt zu Grangeville, um das ihm unangenehme Gespräch abzubrechen:

»Und wie geht's mit dem Fangspiel?«

»Sehr gut. Gestern wettete ich, daß ich sechsmal nach einander fangen würde, und zwar mit der Kugel in

der Hand. Es ist das schwerste Spiel . . . und es ist mir gelungen.«

»Was haben Sie sechsmal nach einander gethan?« fragt Madame Burgrave, welche bei diesen Herren stehen bleibt. »Herr Grangeville hat heute seinen galanten Tag er wird mir gewiß eine artige Antwort geben.«

Aber der kleine Mann betrachtet nur den Kopfputz der Dame und entfernt sich mit den Worten:

»Ich will's Ihnen sagen, wenn Sie ihn haben fliegen lassen.«

Inzwischen ist Oswald fast unbemerkt im Salon erschienen. Er hat seinen schönsten Staat angelegt, bestehend in dem unvermeidlichen schwarzen Frack und schwarzen Beinkleidern. In diesem unschönen, traurigen Anzuge gehen alle Männer auf den Ball, zum Begräbniß, zur Hochzeit, zu einer ernsten Feierlichkeit; kurz, in diesem Anzuge wird gesungen, getanzt, geweint und gelacht.

Oswald findet wenig Gefallen an diesen großen Gesellschaften, wo er wenig Personen findet, mit denen er sprechen kann; weit lieber würde er in dem einfachen Zimmer der Madame Rennecart, neben der holden Virginie sitzen und ihr ein Gebinde Strickgarn zum Aufwickeln halten. Aber das Leben wäre zu angenehm, wenn wir immer thun könnten, was uns gefällt; die unvermeidlichen Verdrießlichkeiten und Geduldprüfungen tragen vielleicht zur Erhöhung der Lebensfreuden bei.

Man erwartet nur noch Floquart, der immer spät kam, um bei seinem Erscheinen mehr Effect zu machen. Es gibt ja Leute, die Alles berechnen; wer sich gern bemerklich machen will, läßt auf sich warten. Es macht solchen eitlen

Menschen Vergnügen, den Magen von zwanzig Gästen auf die Folter zu spannen, einige ungeduldig zu machen, andere zu quälen, allen ein Murren des Unwillens zu entlocken. Dann erscheinen sie in der heitersten Stimmung und werfen sich in die Brust, als ob sie sagen wollten: »Schätzen Sie sich nicht glücklich, mich zu sehen? Sie sind ja gekommen, mich zu erwarten!«

So erscheint endlich Floquart in sehr excentrischem Anzuge, frisirt und pomadisirt wie ein Frauenzimmer. In sein rechtes Auge hat er ein kleines viereckiges Glasstück eingeklemmt, das an einem um seinen Hals geschlungenen schwarzseidenen Bande hängt. Er hat einen wiegenden Gang angenommen und hält den Kopf auf eine Seite, um sich interessant zu machen. Er tritt mit Geräusch ein und geht gerade auf die Dame vom Hause zu, ohne die umstehenden Personen zu beachten; er verneigt sich vor Madame Boussi und sagt ihr etwas Schmeichelhaftes, verschluckt aber die Hälfte der Wörter, so daß schwer zu errathen ist, was er gesagt hat. Dann macht er eine Schwenkung um seine eigene Achse und nähert sich dem Banquier, mit welchem er immer in einem hochfahrenden Tone spricht. Kurz, sein Benehmen sticht sehr ab gegen die Ehrerbietung, welche die meisten anderen Gäste gegen den Herrn vom Hause beobachten.

»Wieder ein Mann, den ich nicht leiden kann!« sagt Madame Burgrave zu ihrem Eheherrn, als sie Floquart kommen sieht.

»Warum denn? Herr Floquart ist ein sehr unterhaltender Mann und Herr Boussi de Rogent schätzt ihn sehr.«

»Ich weiß nicht, ob Herr Boussi ihn schätzt; aber er hat mich im Spiel betrogen ...«

»Nimm Dich in Acht, Rosa! Deine Behauptung ist sehr gewagt.«

»Du weißt ja, daß Du mich Rosalvina nennen sollst, ich antworte Dir sonst nicht. Es ist unbegreiflich, daß Du einen so hübschen, distinguirten Namen nicht behalten kannst!«

»Eben weil er zu distinguirt ist, vergesse ich ihn; es heißt ja Niemand so.«

Burgrave kehrt seiner Frau den Rücken und knüpft mit seinem Freunde Bichonneau ein Gespräch an.

Als Floquart mit dem Banquier gesprochen, begrüßt er mit herablassender Miene einige in seiner Nähe befindliche Personen; dann klemmt er das herabgefallene Glas wieder vor sein Auge und mustert die Damen.

»Ich muß doch das schöne Geschlecht in Augenschein nehmen. — Ah! Fräulein Desmoulins! Aufrichtig gesagt, die kann man nicht unter das s c h ö n e Geschlecht zählen. — Madame Volmerange ... die Ruinen von Babylon! Aber man könnte vielleicht Nachgrabungen anstellen und werthvolle Gegenstände unter den Trümmern finden. — Madame Coquelot, die Neuvermälte. Recht hübsch; sie scheint schon weniger mit ihrem Manne zu thun zu haben ... auch ein Fortschritt zu höherer Ausbildung. — Madame Durchamp ... Bravo! Eine reizende Dame, anmuthig und geistreich. — Mein Himmel! Was sehe ich dort? Ist's eine Dame oder eine Säule in weiblicher Gestalt? ... Ha! Jetzt erkenne ich sie, es ist Madame Burgrave. Sie hat ja ein Vogelhaus auf dem Kopfe!«

»Es ist nur ein Vogel ...«

»Aber groß genug. — Ich bitte um die Begünstigung, dieser Dame bei Tische nicht gegenüber zu sitzen, der Anblick des Vogels würde mich am Essen hindern, ich würde ihr ins Gesicht lachen. Sie werden gestehen, meine Herren, daß sie von der Erlaubniß, sich lächerlich zu machen, einen allzu großen Gebrauch gemacht hat. Wenn sie mit diesem Kopfputz über die Straße ginge, würde sie einen Auflauf veranlassen.«

Die sehnlichst erwarteten Worte: »Es ist servirt!« machen den Bemerkungen Floquart's ein Ende. Er will der schönen Madame Durchamp den Arm bieten, um sie in den Speisesaal zu führen; aber Norval, der Millionär, kommt ihm zuvor und er läßt seinen Unmuth nicht merken, weil er zu Denen gehört, die den Millionen den Vortritt vor allen Anderen einräumen.

Die Dame vom Hause hat den Arm Duvalloir's genommen; sie weist ihm den Platz zu ihrer Rechten, dem Millionär zu ihrer Linken an. Der Banquier hat zwischen Madame Durchamp und Madame Coquelot Platz genommen. Floquart ist sehr erfreut, die mit Diamanten bedeckte alte Dame zu seiner Linken zu haben; er ist ungemein galant gegen sie und betrachtet die an ihr funkelnden Brillanten so oft, daß Madame Volmerange am Ende glaubt, ihr Nachbar habe ein Auge auf sie geworfen. Madame Burgrave, die am andern Ende des Tisches sitzt, hat Bichonneau und Desmoulins zu Nachbarn. Sie wird verstimmt, weil der erstere nur auf die Befriedigung seines Appetits bedacht ist und der letztere nur von seinen Feldzügen spricht.

Während des ersten Ganges hört man nur das Klappern der Teller und Gabeln und einzelne Aeußerungen des Beifalls.

»Dieser Madeira ist vortrefflich!« sagt Bichonneau; »er muß die Reise nach Indien gemacht haben.«

»Der Fisch ist ausgezeichnet!«

»Dieses Filet ist delicat; ich habe es selten so saftig gegessen.«

»Diese Austernpasteten sind köstlich!«

Boussi bietet indeß Alles auf, um seine Gäste lebhafter, gesprächiger zu machen. Bald werden auch die Zungen durch den Madeira und andere edle Weine gelöst, und beim zweiten Gange wird das Gespräch allgemein. Floquart, der gemeiniglich den Ton angibt, beginnt mit der Erzählung fabelhafter Abenteuer, die er auf seinen Reisen bestanden haben will. Am Schlusse seiner Erzählung wendet er sich an Duvalloir.

»Sie müssen uns auch merkwürdige Erlebnisse zu erzählen haben, denn Sie haben große Reisen gemacht. In vierthalb Jahren kann man viel erleben.«

»Dies ist gleichwohl nicht der Fall,« antwortet Duvalloir, der sich genöthigt sieht, an dem Gespräche Theil zu nehmen. »Nichts ist mir begegnet, was erzählt zu werden verdient; in den verschiedenen Ländern, die ich bereist habe, fand ich sehr zuvorkommende Wirthe, mehr oder minder gute Betten, mehr oder minder schöne Landstraßen, mehr oder minder malerische Gegenden, sonst nichts.«

»Was! Keine Räuber, keine an einer Waldecke lauernde Banditen?«

»Nein, nicht einen einzigen.«

»Das ist langweilig!«

»Solchen Chambertin trinkt man selten,« sagt Bichonneau, der eine Pause benützt. Und als ihm Niemand antwortet, wendet er sich an Madame Burgrave, seine Nachbarin:

»Sind Sie nicht meiner Meinung, Madame?«

»Worüber?«

»Ueber diesen Chambertin. Ist er nicht ausgezeichnet?«

»Sie finden Alles köstlich, vortrefflich, Herr Bichonneau, und Sie schreien wie bei einer öffentlichen Versteigerung. Das wird langweilig. — Wie finden Sie meinen Kopfputz?«

»Prächtig, Madame, Sie sehen aus wie eine Königin von Egypten.«

»Das läßt sich hören! Dieser Vogel macht sich gut, nicht wahr?«

»Außerordentlich schön, vermuthlich ein Goldfasan?«

»Nein, es ist ein Paradiesvogel. — Ein Fasan! Ich wette, Sie würden ihn gern gegessen haben.«

»Werden Sie diesen Sommer auf's Land gehen, Madame?« fragt der Banquier seine schöne Nachbarin.

»Ja wohl, am Ende des Mai. Es wäre mir unmöglich, den Sommer in Paris zu verleben, ich würde mich zu Tode langweilen und krank werden. Das Landleben ist sehr zuträglich, die Luft ist so gut. Ich begreife nicht, daß Sie nicht auch ein Landhaus haben, Sie können ja alle Ihre Wünsche befriedigen. Ist denn Madame Boussi keine Freundin der schönen Natur?«

»O ja,« antwortet die schöne Hortense, »ich liebe das

Landleben und habe meinen Mann oft gebeten, ein Landhaus zu kaufen; aber er behauptet, er habe nicht Zeit aufs Land zu gehen.«

»Es ist wahr, liebe Hortense,« sagt der Banquier, »die Geschäfte haben mir diese Muße bisher nicht gestattet; aber ich will mir den Genuß nicht immer versagen; vielleicht werde ich Dir schon dieses Jahr eine kleine Villa schenken.«

»Das läßt sich hören; ich werde Dich an dein Versprechen erinnern.«

»Da haben Sie eine schöne Gelegenheit,« sagt Floquart; »Herr Duvalloir will ja seine Besitzung verkaufen.«

»Es würde mich sehr freuen, wenn Ihnen meine Besitzung gefiele,« sagt Duvalloir zu dem Banquier; »Sie werden mich bereitwillig finden, in jede von Ihnen zu stellende Bedingung einzugehen.«

»Sie sind zu gütig,« erwiedert Bouffi; »es wäre wohl möglich, daß Ihre Besitzung mir gefiele, aber sie wäre vielleicht etwas zu groß für ein Landhaus, das man nur von Zeit zu Zeit bewohnen kann.«

»Ich würde gern die ganze schöne Jahreszeit auf dem Lande zubringen,« sagt Hortense. »Ich verspreche Dir, daß ich gar nicht nach Paris gehen würde.«

»Nun, wir wollen sehen. Bald werden die schönen Tage kommen, und ich werde das Landhaus des Herrn Duvalloir sofort besichtigen.«

»Wirst Du mich mitnehmen?«

»Mit Vergnügen, liebe Hortense, wenn es Dir angenehm ist. — Apropos, Herr Duvalloir, man hat mir von einer an Ihren Park grenzenden Besitzung erzählt,

welche Sie gewiß kennen. Es soll eine wunderhübsche Wiese dabei sein, weshalb man der Villa den Namen »Klatschrosenwiese« gegeben hat. Ist es wirklich so hübsch, wie man sagt?«

Duvalloir wechselt die Farbe, sobald der Name der Wiese genannt wird und er wird so aufgeregt, daß er kaum zu stammeln vermag:

»Die Wiese! . . . Sie meinen die Wiese?«

Erstaunt über die Wirkung seiner Frage, sieht der Banquier den Fremden scharf an und erwiedert:

»Ja wohl. Es hat mir Jemand, der dort gewohnt, unlängst davon erzählt.«

»Ein sehr hübscher Name!« sagt Madame Durchamp; »man bekommt wirklich Lust, die Besitzung zu sehen.«

»Nicht wahr, Madame?« setzt Hortense hinzu; »ich finde es auch.«

»Es ist in der Ferne vielleicht hübscher als in der Nähe,« wirft Grangeville ein; »viele Dinge sind nur schön, wenn man sie durch ein Fernrohr betrachtet.«

»Die Klatschrosenwiese!« ruft Madame Burgrave mit Begeisterung. »Da möcht' ich hin! . . . ich möchte schon dort sein und mich auf dem schwellenden Rasen umhertummeln und Blumen pflücken . . . mich niedersetzen und träumen!«

»Ich glaube, sie möchte sich dort gern spazieren wälzen,« sagt Floquart zu seiner Nachbarin.

»Sie haben mir noch nicht geantwortet, Herr Duvalloir,« fügt der Banquier hinzu; »ist die Wiese wirklich so schön, wie man sagt?«

Duvalloir, der ein finsteres Gesicht macht und die Augen niederschlägt, erwiedert mit großer Befangenheit:

»Ich weiß es wirklich nicht ... ich erinnere mich nicht ... ich kann's Ihnen nicht sagen ...«

»Ist die Besitzung zu verkaufen?« fragt Floquart.

»Nein, nein, sie ist nicht feilgeboten,« antwortet Boussi hastig.

»Was kann Ihnen dann daranliegen, ob sie schön ist oder nicht?«

Der Banquier antwortet nicht, aber er betrachtet Duvalloir, dessen Befangenheit Vielen aufgefallen ist. Eine kurze Pause folgt und Bichonneau benützt dieselbe, um auszurufen:

»Ausgezeichneter Champagner! ... Man muß bei Herrn Boussi speisen, um so vorzüglichen Champagner zu trinken.«

Zweites Capitel.

Auf der Hausflur.

Das Ende des April war gekommen und wie Oswald erwartet hatte, sagte der erste Commis Boussi's, nachdem er seine Monatsbesoldung aus der Casse erhalten, zu seinem Principal:

»Ich erlaube mir, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Ich habe bei Ihnen zweitausendfünfhundert Francs Besoldung nebst dem Neujahrsgeschenk, zusammen zwei-

tausendachthundert; ich ersuche Sie, mir dreitausend Francs außer der Gratification zu geben.«

Boussi zieht sein Gesicht in düstere Falten und antwortet seinem Commis:

»Meiner Meinung nach haben Sie eine sehr schöne Besoldung. Es ist möglich, daß ich Ihnen Zulage versprochen; aber der Moment ist noch nicht da, später ... beim Jahresschluß werden wir sehen ...«

»Herr Boussi, ich will mich nicht länger vertrösten lassen; für meine Leistungen kann ich wohl dreitausend Francs und sogar noch mehr beanspruchen; ich ersuche Sie um sofortige Zulage.«

»Was! Sofortige Zulage! Und wenn ich sie Ihnen nicht bewillige? ...«

»Dann bedarf es keiner weitern Erklärung; ich weiß, was ich zu thun habe.«

Der Commis sagt nichts weiter, aber den andern Morgen erscheint er nicht im Bureau und man sieht ihn nicht wieder. Boussi ist sehr aufgebracht und zumal in großer Verlegenheit; das Geschäft leidet, er sieht sich genöthigt, seine Correspondenz selbst zu führen und setzt den bisherigen Correspondenten ans Hauptbuch. Endlich denkt der Banquier an den jungen Mann, von welchem sein Neffe gesprochen, und sagt zu diesem:

»Oswald, Du sprachst vor einigen Tagen von einem jungen Manne, der in mein Bureau einzutreten wünscht; Du versicherst, er verstehe die Buchhaltung und sei mit den übrigen Arbeiten vertraut.«

»Ja wohl, Onkel, es ist der Neffe der Madame Rennecart, ein sehr talentvoller junger Mann.«

»Ist er noch ohne Anstellung?«

»Ja, Onkel.«

»Geh diesen Abend zu ihm und sage ihm, er möge morgen Früh um neun Uhr hierherkommen.«

»Sehr wohl, Onkel ... ich werde gewiß hingehen.«

»Und wenn dein Freund wirklich fähig ist, den unverschämten Menschen, der uns verlassen hat, zu ersetzen, so kann man ihn anstellen.«

»O, er ist sehr fähig; Sie werden sich überzeugen, Onkel, Sie werden mit ihm zufrieden sein.«

»Ich erwarte ihn also morgen, Schlag neun Uhr.«

»Er wird sich pünktlich einfinden, denn es ist ihm um einen seinen Kenntnissen angemessenen Platz zu thun.«

Oswald ist hocherfreut, seine Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, obgleich man bei Madame Rennecart kein großes Vertrauen hatte. Er sehnt sich nach der neunten Abendstunde, um zu Virginien eilen und ihr sagen zu können: »Sie sehen, ich habe Ihrem Bruder einen Platz verschafft; er kann's nicht übelnehmen, daß ich Sie liebe.«

Er vermag kaum die Füße stillzuhalten; er arbeitet zweimal schneller, denn er hofft dadurch die Stunde, wo er die Freudenbotschaft überbringen wird, näher an sich heranzuziehen. Die Zeit scheint ihm unerträglich lang, der Stundenzeiger nicht vorwärts zu wollen. So geht es immer: wenn uns ein Glück bevorsteht, so finden wir, daß die Zeit nicht schnell genug verstreicht; ist hingegen eine schwere Pflicht in Aussicht, so scheint die Zeit zu geschwind zu vergehen. Und die Zeit läßt sich durch unsere wechselnden Stimmungen in ihrem regelmäßigen Gange nicht irre machen.

Endlich ist der Abend gekommen und die Stunde schlägt, wo Virginie ihr Magazin verläßt. Oswald kommt in dem Moment, wo sie die Hausthür öffnet, von der andern Seite. Virginie erkennt ihn sogleich und lispelt freudig überrascht seinen Namen.

»Ja, ich bin's,« erwiedert er; »ich wollte eben zu Ihrer Frau Tante gehen. — Ich bin sehr erfreut, denn ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu bringen.«

»Ist es möglich!«

»Ja, mein Oheim erwartet morgen Früh Ihren Bruder; der Commis, von welchem ich Ihnen erzählt habe, ist ausgetreten . . . Ihr Bruder wird seinen Platz erhalten . . .«

»O, welch' ein Glück!«

»Ich will nicht behaupten, daß er sogleich dieselbe Besoldung bekommen wird, aber in der Folge kann es ihm nicht fehlen.«

»Daran liegt wenig, die Hauptsache ist, daß er angestellt wird. Und das wird er Ihnen verdanken, Herr Oswald!«

»O, ich schätze mich glücklich, für meinen Freund etwas thun zu können. Und da er Ihr Bruder ist, so bin ich . . . unendlich erfreut . . . Ihnen eine Freude . . .«

Oswald fand keine Worte mehr; aber die Thür war offen, und während er vorwärtsgeht, läßt er sie zufallen, so daß das junge Paar in der tiefsten Finsterniß allein ist.

»Man sieht hier nicht, wenn im Hofe nicht gearbeitet wird,« sagt Virginie. »Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Oswald, ich kenne dieses Haus besser als Sie, ich will Sie führen.«

Oswald ergreift die nach ihm ausgestreckte Hand. Der Druck mochte ihn wohl elektrisiren, oder die Finsterniß kühner machen; genug, statt sich von Virginien führen zu lassen, zieht er sie an sich und stammelt:

»Verzeihen Sie mir, Virginie ... ich fühle mich in diesem Augenblicke so glücklich ... ich muß Ihnen durchaus sagen, was ich fühle ... ich liebe Sie! O, zürnen Sie mir nicht ... sagen Sie, daß Sie mir nicht zürnen!«

Wenn's nicht stockfinster gewesen wäre, so hätte der blöde Schäfer gesehen, daß Virginie ihm durchaus nicht zürnte. Sie antwortet mit bewegter Stimme und ohne ihre Hand zurückzuziehen:

»O nein, lieber Herr Oswald, ich zürne Ihnen nicht ... was Sie mir sagen, macht mir Freude ...«

»Ist es möglich, Virginie! O, wie glücklich bin ich!... Und wenn ich hoffen könnte, daß Sie einst meine Liebe theilen werden, dann würde ich keinen Wunsch mehr haben.«

»Ja, ich werde sie theilen ... ich theile sie vielleicht jetzt schon ... ich weiß nicht, aber wenn Sie uns besuchen, bin ich immer sehr erfreut, und wenn Sie fortgehen, werde ich traurig, und dann ... ich sollte es Ihnen wohl nicht sagen ...«

»O, sagen Sie es, ich bitte Sie!«

»Und dann denke ich den ganzen Tag an Sie, wenn ich arbeite ... und wenn ich nach Hause gehe, sehe ich mich immer um, ob ich Sie nicht erblicken werde. Und wenn Abends bei uns geschellt wird, so pocht mein Herz ungestüm, weil ich hoffe, daß Sie es sind. Mich dünkt, daß ich Sie liebe; glauben Sie es nicht auch?«

»Ach! Virginie ... theuerste Virginie! Wie glücklich bin ich!«

In der Freude seines Herzens schließt er sie in seine Arme, und er würde ihr vielleicht einen Kuß geraubt haben, wenn es nicht plötzlich im Hofe hell geworden wäre. Der Metzger kommt aus seinem Laden mit einem Lichte in der Hand und geht singend in seine Werkstatt.

Das Licht wirft nur einen matten Schein in die Hausflur, aber die beiden Liebenden werden doch aufgescheucht.

»Ach, mein Gott!« sagt Virginie, auf die Treppe zueilend. »Kommen Sie geschwind, um meiner Tante und meinem Bruder die freudige Nachricht zu bringen.«

Horace war bei seiner Tante. Als er seine Schwester und Oswald kommen sieht und die kirschrothen Wangen Beider, ihre Befangenheit, aber zugleich ihre freudestrahlenden Augen bemerkt, fängt er an zu lachen und ruft ihnen zu:

»Nun, wo kommt Ihr denn her, Kinder? Ihr sehet ja aus, als ob Ihr der Fortuna begegnet wäret.«

»Bruder, wir kommen ...«

»Lieber Horace, ich habe mich beeilt ...«

»Und ich traf Herrn Oswald in der Hausthür ...«

»Und da sagte ich dem Fräulein ... was ich Ihnen mitzutheilen habe.«

»Und ich war so erfreut, daß ich sagte: Kommen Sie geschwind zu meiner Tante, und ...«

»Und ich bin mit Fräulein Virginie heraufgekommen.«

»Ihr laßt ja einander gar nicht zu Worte kommen! Virginie, thue mir den Gefallen und laß Oswald sprechen.«

»So höre, lieber Horace. Was ich hoffte, ist eingetroffen; der Commis, der von meinem Oheim die verlangte Zulage nicht erhalten hat, ist plötzlich ausgetreten. Gestern wurde der Versuch gemacht, die Arbeit zu vertheilen, aber mein Oheim hat wohl gesehen, daß es so nicht gehen könne, und diesen Morgen sagte er zu mir: Du hast von einem sehr fähigen jungen Manne gesprochen, der in mein Bureau zu treten wünscht; geh zu ihm und bestelle ihn auf morgen früh Schlag neun Uhr hierher, und wenn er die Buchhaltung versteht, so kann ich ihn anstellen.«

»Victoria! Ich wußte wohl, daß es so kommen würde. — Was sagst Du jetzt, Tante? Hatte ich Unrecht, zu hoffen?«

»Nein, lieber Junge. Dieser brave junge Mann hat Dich nicht vergessen, er hat sich wie ein alter Freund für Dich verwendet; ihm hast Du zuerst zu danken.«

»Madame, was ich gethan habe, ist ja ganz einfach, ganz natürlich. Ihr Herr Neffe ist mir so freundschaftlich entgegengekommen ... es freut mich sehr, daß ich ihm nützlich sein konnte.«

»Ihr Herr Neffe! Oswald, wenn Du so von mir sprichst, so werde ich Dir tüchtig den Text lesen! Denn Du hörst, von jetzt an dutze ich Dich. Ist es Dir recht? Wenn Dir's nicht recht ist, so liegt auch nichts daran, ich dutze Dich doch.«

»Es macht mir große Freude, lieber Horace; ich werde Sie ... ich werde Dich von Herzen gern dutzen ... da Du es so willst.«

»O ja!« fällt ihm Virginie, in die Hände klatschend

in's Wort; »es ist so hübsch, sich zu dutzen ... man zeigt dadurch innigere Freundschaft.«

»Du möchtest wohl, Schwesterchen, daß Oswald Dich auch dutze?«

»Was fällt Dir ein, Bruder! Du sagst mir immer Dinge, die mir das Blut in die Wangen treiben.«

»Nun, wir wollen jetzt nur an die Zukunft denken; sie scheint ja heiter und wolkenlos zu werden. — Wie viel Besoldung hatte der ausgetretene Commis?«

»Zweitausend fünfhundert Francs nebst den Gratificationen; aber mein Oheim wird Ihnen ... wird Dir nicht sogleich denselben Gehalt geben.«

»Ich kann's wohl denken; aber er muß nicht glauben, daß ich als überzähliger Schreiber eintreten werde. Dafür würde ich mich schönstens bedanken. Und Leute, die man umsonst hat, finden auch keine Anerkennung.«

»Sei unbesorgt. Ihr werdet Euch mit einander schon verständigen.«

»Lieber Horace,« sagt Madame Rennecart, »Du mußt anfangs auch keine zu großen Ansprüche machen; es ist sehr schwer einen Platz zu finden.«

»Ich weiß es wohl, Tante; aber man muß auch seinen Werth geltend zu machen wissen, sonst wird man nicht geachtet. Jeder muß sich selbst am besten kennen. Der Banquier wird auch bald sehen, was ich zu leisten vermag, und wenn er ein guter Kerl ist ... Oswald, ist dein Onkel ein guter Kerl?«

»Er ist sehr streng hinsichtlich der Arbeit.«

»Aha! ich sehe wohl, er ist zäh wie Sohlleder ...«

»Horace,« mahnt die Tante, »sprich doch mit mehr Respect von Herrn Oswald's Oheim.«

»Oswald kennt seinen Oheim, der ihm keine Besoldung gibt und ihn wie einen Neger arbeiten läßt; ich kann mir daher unter uns wohl eine etwas freie Aeußerung über ihn erlauben. Du kannst versichert sein, daß ich mich sehr anständig gegen ihn benehmen werde; nur hofmeistern darf er mich nicht. Ich bin nicht sein Neffe und werde mich nicht wie ein Schulknabe behandeln lassen.«

»O, der Brausekopf! . . . Lieber Neffe, man muß im Leben manchmal sich beugen, wenn man vorwärtskommen will.«

»Und ich, Tante, gedenke vorwärts zu kommen, ohne mich zu beugen. Ich werde vielleicht länger auf dem Wege zubringen, aber mein Ziel erreiche ich doch. Oswald, morgen früh, Schlag neun Uhr, werde ich in deinem Bureau sein.«

Oswald, der nur Augen für Virginie hatte, hörte wenig auf die Worte ihres Bruders, und Virginie benutzte ihrerseits jeden Augenblick, wo sie sich unbeobachtet glaubte, um dem Herzensfreunde, der ihr auf der Hausflur ein so süßes Geständniß gemacht, einen zärtlichen Blick zuzuwerfen. Madame Rennecart hielt ihren Hörtrichter ans Ohr und antwortete ihrem Neffen. Dieser fing die Blicke, welche die beiden Liebenden einander zuwarfen, im Fluge auf und sagte zu sich:

»So möchte ich's mit der kleinen Dame im vierten Stocke machen.«

Oswald denkt nicht an's Abschiednehmen; sein Freund muß ihn daran erinnern.

»Komm', wir wollen gehen,« sagt Horace zu ihm; »die Damen wollen sich zur Ruhe begeben.«

Oswald entfernt sich zögernd mit ihm, nachdem er von Virginie rührenden Abschied genommen.

Drittes Capitel.

Horace als Buchhalter.

Am andern Morgen tritt Horace einige Minuten vor neun in das Bureau des Banquiers. Oswald eilt ihm entgegen. Herr Bouffi ist schon in seinem Cabinet, welches sich neben dem Arbeitszimmer befindet; sein Neffe erscheint mit Horace und stellt diesen seinem Oheim vor.

»Hier ist Herr Horace Vermont, den Sie erwarten.«

Der Banquier lehnt sich in seinem Fauteuil zurück, und beginnt den ihm Vorgestellten zu mustern; dann sagt er zu seinem Neffen:

»Es ist gut, Oswald. Geh nur wieder an deine Arbeit, wir brauchen Dich nicht mehr.«

Oswald entfernt sich. Bouffi schien mit seiner Musterung nicht sehr zufrieden, und die Ursache war ganz einfach: wer sich ihm vorstellte, um in sein Bureau aufgenommen zu werden, pflegte sehr schüchtern und demüthig zu sein. Diesesmal war es ganz anders. Der junge Mann, der sich antrug, erschien mit selbstbewußter Haltung und sicherem Blick, und schien keineswegs vor ihm zu zittern.

»Sie wünschen in mein Bureau zu treten?« beginnt der Banquier endlich mit möglichst imponirender Miene.

»Es ist mein Wunsch,« antwortet Horace, »eine Anstellung zu finden, weil ich nicht ohne Beschäftigung sein mag.«

»Man versichert, daß Sie mit den in einem Bankhause vorkommenden Arbeiten vertraut sind.«

»Belieben Sie einen Versuch zu machen, Herr Boussi, und Sie werden sich überzeugen.«

»Ganz richtig. Durch einen Versuch kann ich mich überzeugen, was Sie leisten können. Dieses Mittel ist jedoch etwas bedenklich: Sie könnten mir z. B. große Fehler in meinen Büchern machen.«

»Die Fehler könnten leicht verbessert werden. Doch Sie haben nichts zu fürchten, ich werde keine Fehler machen. Aus Ihren Worten könnte man schließen, die Buchhaltung und die Führung der laufenden Rechnungen sei außerordentlich schwierig und erfordere tiefes Nachdenken; erlauben Sie mir dagegen die Bemerkung, daß es ein Behelf für ganz gewöhnliche Köpfe ist und nur Aufmerksamkeit erfordert.«

»Ei, Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, junger Mann. Nun, wir wollen sehen. — Sind Sie mit den Wechselgeschäften vertraut?«

»Ja wohl.«

»Rechnen Sie gut?«

»Sehr gut und schnell; dies ist ein Vorzug, dessen sich nicht Jedermann rühmen kann.«

»Allerdings. — Geben Sie mir einmal eine Probe Ihres schnellen und richtigen Rechnens. Hier ist eine Summe,

die ich auf Madrid zu ziehen habe; aber der Wechsel muß in spanischem Gelde ausgestellt werden. Der Betrag ist einundzwanzigtausendsechshundertfünfzig Francs fünfzig Centimes; können Sie mir das in Piaster, Realen und Maravedis umrechnen?«

»O ja, ich brauche dazu nur eine Feder und Papier.«

»Hier ist der Tagscurs. Setzen Sie sich an diesen Schreibtisch.«

Horace setzt sich an den Schreibtisch, und nach einigen Minuten reicht er dem Banquier ein Blatt Papier mit den Worten:

»Hier ist die Summe in spanischem Gelde.«

»Ei, das haben Sie schnell gerechnet, das muß ich gestehen. Und ist's ganz richtig?«

»Machen Sie diese Summe zu Francs und Centimes, und Sie werden sehen, ob meine Rechnung zutrifft.«

Bouffi macht die Berechnung, zu welcher er viermal mehr Zeit braucht als Horace.

»Ja, ganz richtig,« sagt er. »Kommen Sie in mein Bureau, ich will Ihnen Ihren Platz anweisen.«

Der Banquier zeigt dem jungen Manne Hauptbuch, Journal, Strazze und sagt zu ihm:

»Es muß Alles bis auf den laufenden Tag eingetragen werden. Wenn Sie Auskunft brauchen, so fragen Sie diese Herren. Mein Neffe sitzt hinter Ihnen, er wird Ihnen alle Nachweisungen geben. — Es wird bis fünf Uhr gearbeitet und um sieben Uhr kommen Sie wieder, es ist so der Brauch. Es dürfen nie Rückstände bleiben. — Auf Wiedersehen.«

Bouffi entfernt sich, und Horace setzt sich an seinen Schreibtisch.

»Da bin ich also installirt,« sagt er; »ich muß dem Principal zeigen, daß ich kein Lehrling bin und daß ich mich nicht über die Maßen gerühmt habe.«

Oswald, der seinen Platz hinter Horace hat, sagt leise zu ihm, um von einem in demselben Zimmer arbeitenden alten Commis nicht gehört zu werden:

»Nun, hast Du mit meinem Oheim gesprochen?«

»Ja.«

»Bist Du mit ihm zufrieden?«

»Ich finde seine Haltung sehr steif, er spricht in einem Schulmeister-Tone; aber trotzdem hat er zehn Minuten gebraucht, um eine Cursberechnung zu prüfen, die ich in zwei Minuten gemacht hatte.«

»Er rechnet aber doch sehr gut.«

»Seine Interessen mag er wohl gut berechnen, aber nicht die Wechselcurse. — Nun, ich will mit dieser Arbeit aufräumen; aber es ist mir lieb, daß wir in einem Zimmer sind, wir können von Zeit zu Zeit plaudern . . .«

»Aber ganz leise!« mahnt Oswald; »denn mein Oheim will nicht, daß bei der Arbeit gesprochen wird.«

»Dein Oheim wird doch nicht immer auf der Lauer stehen?«

»Nein, aber der alte Commis zu unserer Linken . . .«

»Aha! der alte runzelige Kautschukmann. Wie heißt er?«

»Tirebourg.«

»Ist nicht gut mit ihm auszukommen?«

»Er ist ein alter Gleißner, der meinem Oheim Alles hinterbringt, was er hört.«

»So! in der Schule prügelten wir die Angeber.«

»Und wenn gesprochen oder das mindeste Geräusch gemacht wird, so behauptet er, man hindere ihn am Arbeiten.«

»Was hat er denn zu thun?«

»Er copirt die Briefe.«

»Ha! ha! ha! Das ist köstlich. In seinem Alter hat er's zum Briefcopiren gebracht! Es kann noch etwas aus ihm werden. Ist er etwa überzählig?«

»Noch vor Kurzem war er's; aber seit drei Monaten bekommt er sechshundert Francs Besoldung, und seitdem er besoldet ist, kommt er immer früher als alle Anderen und geht zuletzt fort. Ich glaube, er würde hier schlafen, wenn's ihm erlaubt würde.«

»Der alte Gimpel! er hat eine schöne Zukunft vor sich. Aber was mag er in seiner Jugend getrieben haben, daß er in seinen alten Tagen Briefe copiren muß?«

»Er soll sich durch Liebschaften ruinirt haben.«

»Nicht möglich! eine solche Mumie. Er mag seine Haushälterin bethört haben, aber ein Richelieu kann er nie gewesen sein.«

Horace lachte herzlich. Der alte Commis richtet den Kopf auf, wendet sich zu ihm und sagt murrend:

»Monsieur weiß vermuthlich noch nicht, daß im Bureau des Herrn Bouffi de Nogent nicht gelacht und

geplaudert wird; man ist hier, um zu arbeiten, und wenn man Nebendinge treibt, kann man nicht arbeiten.«

Horace macht dem alten Commis eine anmuthige Verbeugung und antwortet:

»Es freut mich unendlich, Herr Tirebourg, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen; mein Freund Oswald hat mir so eben gesagt, daß ich das Glück habe, neben der Perle der Commis zu arbeiten, neben einem würdigen Manne, der es nach langen Studien und unermüdlichen Arbeiten am Abend seiner Tage endlich zum Briefcopiren gebracht hat. Ich danke Ihnen tausendmal für den Wink, den Sie mir gegeben haben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, um Sie mit meinem Charakter bekannt zu machen, ebenfalls einen Wink gebe. Ich habe ein heiteres Temperament, und daher kommt es zuweilen vor, daß ich bei der Arbeit singe oder pfeife; da ich leicht arbeite, so ist es mir beim Rechnen und Schreiben gar nicht hinderlich. — Ich copire freilich keine Briefe, eine Arbeit, die ich für eine geistige Tortur halte. Ueberdies plaudere ich gern, und sogar bei der Arbeit; dies ist auch eine Naturgabe. Ich werde daher mit Ihrer gütigen Erlaubniß von dieser Naturgabe gelegentlichen Gebrauch machen, weil ich nicht glaube, daß man im Bureau völlig zum Cretin, zur Mumie oder Copirmaschine werden müsse. Es würde mir unendlich leid thun, lieber Herr Tirebourg, wenn Ihnen meine Nachbarschaft nicht angenehm wäre, und ich schließe mit der Versicherung, daß ich jedem Angeber, der hinter meinem Rücken nachtheilige Berichte über mich abstattet, ein Dutzend Faustschläge auf den Magen zu appliciren pflege, oder wenn er Muth hat, ihm die Lust zum Verleumden mit einer Degenklinge oder

Pistolenkugel vertreibe. Nach diesen Präliminarien werden wir uns gewiß sehr gut verständigen, und ich gehe an die Arbeit.«

Tirebourg hat kein Wort erwiedert, aber sein Kautschukgesicht hat die Farbe des Juchtenleders angenommen; er heftet seine Augen auf sein Copirbuch und rührt sich nicht mehr.

Horace arbeitet mit Eifer; von Zeit zu Zeit wechselt er einige Worte mit Oswald oder trillert ein Lied; aber er fördert die Arbeit mit ungemeiner Leichtigkeit und beweist seinen Collegen, daß er vollkommen im Stande ist, den ihm anvertrauten Platz auszufüllen.

Gegen fünf Uhr kommt Bouffi zu Horace, untersucht seine Bücher und findet zu seinem Erstaunen, daß Alles bis auf den laufenden Tag eingetragen ist.

»Gut, sehr gut,« sagt er. »Ich sehe, daß Sie wirklich in Allem wohl bewandert sind. — Sie kommen doch diesen Abend wieder?«

»Ja wohl, um aus dem Journal Alles einzutragen.«

»Gehen Sie an die Casse und lassen Sie sich vom Cassier den Rechnungsauszug vom vorigen Monate geben. Es ist ein Fehler vorgekommen, den er noch nicht finden konnte; thun Sie mir den Gefallen, ihn aufzusuchen.«

»Sehr wohl, Herr Bouffi, ich hoffe den Fehler aufzufinden.«

Bouffi geht fort und Horace sagt zu Oswald:

»Als mir dein Oheim den Auftrag gab, zur Casse zu gehen, glaubte ich, er wolle mir eine monatliche Besoldung im voraus bezahlen lassen.«

»O, so freigebig ist er nicht!«

»Er spricht nicht einmal von Besoldung. Aber wenn er die Sache morgen nicht zur Sprache bringt, so werde ich's thun. Jetzt will ich zum Essen gehen. — Was! geht denn Tirebourg nicht zum Essen?«

»Ich sage Dir ja, daß er immer der Letzte ist, der fortgeht.«

»Er muß an den Briefen einen Narren gefressen haben. Er hätte sollen öffentlicher Schreiber werden. — Auf diesen Abend also, Kleiner. Du kommst doch Abends wieder?«

»Ja, ich arbeite jeden Abend wieder.«

»Und der alte Tirebourg?«

»Ist immer auf seinem Platz zu finden.«

»Das muß recht unterhaltend sein! — Nun, wenn ich den Fehler im Cassebuche gefunden habe, machen wir eine Partie Billard.«

»Aber deine Schwester behauptet, das Billardspiel sei ein Laster.«

»Wenn Du auf Alles hörst, was meine Schwester sagt, so wirst Du am Ende nur zum Blumenausschneiden taugen. Eine Erholung nach der Arbeit ist billig und vernünftig. Wer unaufhörlich arbeitet, ohne sich eine Zerstreuung zu gönnen, wird ein Esel und ich glaube doch nicht, daß Du nach dieser socialen Stellung strebst.«

Horace ist fort. Er ist mit sich zufrieden, er sieht Alles in rosigem Lichte; nur ein bitterer Tropfen ist in seinen Freudenbecher gefallen: der strenge Ton, mit welchem ihm die hübsche Dame im vierten Stock geantwortet hat, als er um die Erlaubniß gebeten, sie zu besuchen. »Es würde Ihnen nichts nützen,« hat sie mit einer Entschieden-

heit gesagt, welche ihren unabänderlichen Entschluß bekundete.

»So spröde zu sein, wenn man jung und hübsch ist, das ist nicht natürlich,« sagt Horace zu sich; »Madame Huberty ist fein gebildet, hat einen vornehmen Anstand. Sie ist weder eine Arbeiterin noch eine Grisette . . . auch keine Lorette, denn sie will ja keine Bekanntschaft machen. Sie empfängt gar keine Besuche . . . wenigstens sieht man Niemand zu ihr gehen. Und warum sollte sie ein zärtliches Verhältniß, wenn sie wirklich eines hat, so geheim halten? — Sollte sie Unglück in der Liebe gehabt haben und aus Aerger die Einsamkeit suchen? Sie entzieht sich vielleicht den Nachforschungen des Treulosen, den sie nicht wieder sehen will, und in ihrem Zorn mag sie wohl allen Männern Haß geschworen haben. — Ja, so etwas wird's sein. — Aber der Zorn pflegt bald zu verrauchen, die Vorsätze dauern nicht lange. Die reizende Brünette wird des Versteckenspielens endlich überdrüssig werden, wenn Niemand sie aufsucht. Es handelt sich nur um Benutzung des günstigen Moments und ich werde ihn benutzen.«

Gegen halb acht begibt sich Horace wieder ins Bureau. Der alte Copist ist schon an seinem Platz und schneidet Federn: eine Arbeit, welche immer einen Theil seines Tags in Anspruch nimmt. Oswald schreibt etwas, das seine Aufmerksamkeit dergestalt zu fesseln scheint, daß er seinen Freund nicht kommen sieht. Horace klopft ihn auf die Schulter und sagt zu ihm:

»Was machst Du da?«

Oswald schiebt das Blatt geschwind unter andere Papiere und stammelt verlegen:

»Ei, Du bist's? . . . Ich schrieb . . . ein Lied, das ich meinem Gedächtnisse einprägen möchte . . . und es ist mir nicht recht erinnerlich.«

»Du scheinst dein Lied nicht gern zeigen zu wollen, denn Du versteckst es, als ob es ein Verschwörungsplan gegen den Staat wäre.«

»O nein . . . aber ich bin noch nicht damit fertig . . .«

»Es ist also ein Lied, das Du selbst dichtest?«

»Was fällt Dir ein! Kann ich denn Lieder dichten?«

»Warum denn nicht? Es ist nicht so schwer, wie Du glaubst; man braucht dazu nur einen heitern freien Geist, Sprachgewandtheit und einen gutgewählten Vorwurf. — Ich begreife nicht, daß die Franzosen nicht mehr singen zu wollen scheinen; sie verschmähen das Vaudeville und ziehen das Drama vor. Die Theater, in denen man noch Couplets singt, werden immer seltener. Ich hörte unlängst in einem Kaffeehause einen jungen, recht talentvollen Schriftsteller, der aber keine Couplets machen kann, gegen das Vaudeville eifern. — »Ist es denn natürlich,« sagte er, »zu singen, was man zu sagen hat, ein Gespräch durch einen Refrain, durch ein Dudeldumdei zu unterbrechen?« — Ich nahm mir, obgleich ich nicht Schriftsteller bin, die Erlaubniß, dem Vaudevillefresser zu antworten: »Ist es denn natürlich, in Versen zu sprechen, wie in Tragödien und vielen Dramen? Ist es natürlich, im Recitativ ein Gespräch zu führen, wie in der großen Oper? Ist es natürlich, einer Schönen eine Liebeserklärung in Trillern zu machen, wie in der komischen Oper? Nichts ist natürlich auf der Bühne, und sobald ich einen Souffleurkasten und einen von der Gasrampe erleuchteten Wald sehe, muß ich

Alles zugeben, Alles gestatten ... vorausgesetzt, daß ich mich unterhalte, oder angeregt fühle. Und es hat mich immer sehr unterhalten hübsche Couplets zu hören. Jetzt mögen die Franzosen lieber rauchen; ich fand sie artiger, als sie noch sangen.« — Mein Gott, da komme ich ins Schwatzen und Herr Tirebourg kann seine Feder nicht schneiden. Wo ist das Cassabuch, in welchem ein Fehler zu entdecken ist?«

»Ich habe es sammt den andern Büchern, die Du etwa zu Rathe ziehen mußt, auf deinen Schreibtisch gelegt.«

»Ich danke, Kleiner. — Mach dein Lied nur fertig ... den Inhalt kenne ich schon.«

Oswald erröthet und stammelt:

»Wie! Du weißt ... aber ich versichere ... ich verspreche Dir ...«

Horace hört nicht mehr, er setzt sich an seinen Arbeitstisch, prüft, vergleicht, zählt zusammen, und in drei Viertelstunden hat er den Fehler in der Bilanz des Cassebuchs gefunden. Dann nimmt er wieder sein Hauptbuch vor, und um halb zehn legt er seine Bücher weg, schließt die Schublade und sagt zu Oswald:

»Zwei Stunden Arbeit, gut angewandt, sind genug für den Abend. Gehst Du mit mir, Kleiner?«

»Willst Du schon gehen?«

»Schon! hast Du noch nicht genug? — Aha! ich hatte vergessen, daß Du ein Gedicht auf Chloris machst, und beim Versemachen vergeht die Zeit schnell.«

»Mein Oheim wird vielleicht kommen ... er kommt oft spät.«

»Dann wird er mich nicht mehr finden, aber er wird

sehen, daß ich den Fehler entdeckt habe. Morgen werde ich mit ihm über eine höchst interessante Angelegenheit sprechen. — Jetzt komm.«

Oswald entschließt sich, mit seinem Freunde fortzugehen, nachdem er das beschriebene Blatt sorgfältig verschlossen.

Horace macht eine tiefe Verbeugung, als er an dem alten Commis vorbeigeht, und sagt zu ihm:

»Gute Nacht, lieber Herr Tirebourg, möge Ihnen die Copie wohl bekommen! . . . Morgen werde ich einige Lectionen im Federnschneiden nehmen; denn Sie verrichten dieses Geschäft mit so viel Grazie, daß man wünschen muß, es Ihnen gleich zu thun.«

Ein dumpfes Grunzen ist die einzige Antwort des alten Commis.

Viertes Capitel.

Commis und Banquier.

Am andern Morgen begibt sich Horace sogleich in das Cabinet des Banquiers. Bouffi pflegte schon früh in sein Geschäftslocal zu kommen, um zu sehen, ob seine Leute nicht zu spät erschienen. Er saß also schon an seinem Schreibtische.

Er empfängt Horace mit leichtem, würdevollem, aber nicht ungnädigem Kopfnicken, und schreibt in dem angefangenen Briefe weiter. Aber Horace, der sich durch die vor-

nehme Miene seines Principals nicht einschüchtern läßt, beginnt ohne Zögern:

»Herr Boussi, wissen Sie nicht, daß ich den Fehler in Ihrem Cassebuche aufgefunden habe?«

»Ja wohl, ich habe es gesehen. Es ist schön, Sie rechnen sehr richtig und sind mit der Aufstellung der laufenden Rechnungen vollkommen vertraut . . .«

»Dann sehen Sie, daß ich den Platz, welchen Sie mir gegeben, auszufüllen vermag . . .«

»O ja, ich glaube, daß Sie ihn recht gut ausfüllen werden. Gestern freilich sind Sie sehr früh fortgegangen; ich kam um drei Viertel auf zehn, und Sie waren nicht mehr da.«

»Es ist wahr, ich bin um halb zehn fortgegangen; aber ich glaube in zwei Stunden mehr zu arbeiten als Andere in vier Stunden. Wenn ich schnell arbeite, so ist es billig, daß ich die mir übrigbleibende Zeit benutze. Ihr Haus ist ja kein Kramladen, den man bis Mitternacht offenhalten muß, um Farinzucker und gedörrte Pflaumen zu verkaufen.«

»Es handelt sich nicht um einen Kramladen,« entgegnet der Banquier, »sondern um das schlechte Beispiel, welches die andern Commis verleitet; sie denken: »Warum sollte ich noch im Bureau bleiben, da der Buchhalter fortgeht?« Und da nicht Jedermann so schnell arbeitet wie Sie, so bleibt Arbeit im Rückstande.«

»Es thut mir leid, Herr Boussi, aber wenn meine Arbeit gethan ist, werde ich nie im Bureau bleiben, um Federn zu schneiden. Wenn dies Ihnen nicht genehm ist,

so belieben Sie es nur zu sagen, und ich gehe. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.«

»Nein, nein! Das will ich damit nicht sagen. — Mein Gott, wie aufbrausend sind Sie, wie übereilt in Ihren Handlungen!«

»Mein Entschluß ist immer schnell gefaßt.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie sehr gut brauchen kann; Sie sind Buchhalter in meinem Geschäfte ... darüber sind wir einig.«

»Sehr wohl, Herr Boussi. Jetzt handelt es sich nur noch um die Besoldung, die Sie mir geben.«

Der Banquier lehnt sich in seinem Fauteuil zurück, nimmt eine ernste Miene an und erwiedert:

»Wie, Sie verlangen schon Besoldung? Sie sind ja erst seit gestern bei mir.«

»Sie haben doch nicht gedacht, daß ich als überzählig in Ihr Geschäft treten würde?«

»Das geschieht überall ...«

»Es ist begreiflich, daß ein junger Kaufmann, der einen ihm noch unbekannten Geschäftszweig erlernen will, sich zu unentgeldlichen Dienstleistungen entschließt ... oder es sind Knaben von vierzehn bis sechzehn Jahren, welche als Lehrlinge in ein Bankhaus eintreten, um später von ihren Eltern die Mittel zur Begründung eines eigenen Geschäfts zu erhalten ...«

»O nein, es gibt bejahrte Leute, welche gern eine Zeit lang unentgeldlich arbeiten, um einen Platz zu bekommen. Da ist z. B. Herr Tirebourg, der gar nicht mehr jung ist; er war ein Jahr bei mir Practicant, und wird erst seit drei Monaten besoldet.«

*

»Herr Bouffi, wenn Sie mich mit dem alten Knasterbart, der den ganzen Abend Federn schneidet, vergleichen wollen, so habe ich nichts mehr zu antworten. Aber ich halte Sie für tactvoll genug, um zwischen mir und dieser Copirmaschine einen Unterschied zu machen.«

»Allerdings, aber . . .«

»Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Bouffi, daß ich nicht als überzähliger Commis eintreten will. Das habe ich fest beschlossen. Belieben Sie mir zu sagen, ob Sie mich behalten wollen.«

»Nun, da Ihr Entschluß so fest steht, so bewillige ich Ihnen zwölfhundert Francs Besoldung. Ich hoffe, daß Sie zufrieden sind.«

Aber Horace sieht keineswegs zufrieden aus; er antwortet:

»Zwölfhundert Francs! Das ist sehr wenig. Meine Leistungen sind weit mehr werth, und ich bin überzeugt, daß mein Vorgänger mehr als das Doppelte gehabt hat.«

»In der That, Sie sind sehr ungenügsam. Beim Eintritt in ein Haus ist eine solche Besoldung glänzend. Uebrigens habe ich die Absicht, Sie nicht auf diese Summe zu beschränken; wenn ich fortwährend mit Ihnen zufrieden bin, so gebe ich Ihnen Zulage, darauf können Sie sich verlassen.«

»Dann nehme ich es an, weil ich weiß, daß Sie mit meiner Arbeit immer zufrieden sein werden.«

»Ich hoffe es.«

»Ich gehe an meine Geschäfte.«

Horace will das Cabinet verlassen, aber der Banquier ruft ihn zurück.

»Herr Vermont, da Sie einmal hier sind, möchte ich Sie um eine Auskunft ersuchen.«

»Lassen Sie hören, Herr Boussi, ich stehe zu Befehl.«

»Einer meiner Clienten, Herr Duvalloir, hat eine Besitzung zu verkaufen ... und hat mich ersucht, die Angelegenheit zu besorgen. Dieses Landhaus, welches sehr beträchtlich zu sein scheint, befindet sich zu Montagny an der Oise, in der Nähe von Ermenonville. Sie kennen die Gegend, wie ich glaube ...«

»O ja, ich kenne sie sehr gut, ich bin dort geboren und habe meine Knabenjahre, meine schönsten Tage dort verlebt. Mein Vater lebte damals noch, und er war so gut mit uns!«

»Wie ich höre, hatte er dort eine Besitzung.«

»Ja wohl. Wer hat es Ihnen denn gesagt?«

»Mein Neffe, der es von Ihrer Tante, Madame Rennecart, erfahren hat.«

»Und das Haus Ihres Clienten ist in Montagny selbst?«

»Ich glaube wohl; ich habe es noch nicht gesehen. Ich werde es aber nächstens in Augenschein nehmen, denn es ist möglich, daß ich die Besitzung kaufe, wenn sie mir gefällt. Meine Frau will durchaus ein Landhaus haben, um es in der schönen Jahreszeit zu bewohnen. Diese Villa ist in der Umgegend unter dem Namen »Sykomorenhaus« bekannt.«

»O, das Sykomorenhaus kenne ich recht gut. Die Parkmauer grenzte an unsere Besitzung; man konnte sogar durch eine kleine Pforte auf unsere Wiese gehen. — Es ist eine sehr schöne Besitzung. Als Knabe bin ich mehr

als einmal im Park gewesen, um Nester zu suchen. Der damalige Gärtner war ein sehr freundlicher, gutmüthiger Mann. Die Gärten sind sehr hübsch, es ist ein Teich darin. Das Haus ist groß und elegant. — Kaufen Sie dieses Landhaus, Herr Boussi, es wird Sie nicht gereuen.«

»O, Sie sind immer sehr eilfertig. In Geschäften muß man vorsichtig, bedachtsam sein; man muß wissen, ob die Besitzung auch so viel werth ist, wie dafür verlangt wird. — Ihre Wohnung war also ganz in der Nähe?«

»Ja, wir waren Nachbarn. Wir hatten eine etwa zwanzig Morgen große schöne Wiese, die an den Park grenzte. Hier und da standen einige Haselnußsträuche und einige alte Eichen, der Boden war mit Klee und Luzerne bedeckt. Auf dieser grünen Flur wuchsen eine Menge Klatschrosen, weshalb man unsere Besitzung die »Klatschrosenwiese« nannte. — O ich denke noch oft an die schöne Wiese!«

»Ich glaube es wohl, die Erinnerungen aus der frühesten Jugend bleiben immer lebendig. — Aber man hat mir auch gesagt — es ist wahrscheinlich eine Fabel — man hat mir gesagt, daß Ihr Vater einen Schatz auf der Wiese vergraben habe. Glauben Sie daran, Herr Vermont?«

Horace runzelt die Stirn und erwiedert:

»Wer ist denn so indiscret gewesen?«

»Ich weiß alles dies von meinem Neffen, der es von Ihrer Tante erfahren hat. Worin liegt denn die Indiscretion, wenn man eine wahrscheinlich nur erfundene Geschichte wieder erzählt?«

»Herr Boussi, würden Sie allen Leuten erzählen,

wenn Sie von einem irgendwo verborgenen Schatze Kenntniß hätten?«

»Je nachdem. Wenn ich nicht daran glaubte, würde ich kein Bedenken tragen, davon zu sprechen. — Sagen Sie aufrichtig, glauben Sie an das Vorhandensein dieses Schatzes?«

»Allerdings, ich habe nie daran gezweifelt, denn mein Vater hat es seiner Schwester erzählt, und er war ein wahrheitsliebender Mann.«

»Dann hätte er Ihnen aber vor seinem Tode die Stelle anzeigen müssen, wo er ihn vergraben. Hat er denn nichts gesagt, was Sie auf die Spur hätte bringen können?«

»Mein Vater starb fast plötzlich in seinen besten Jahren; Niemand ahnte, daß er uns schon entrissen werden könne.«

»Es ist ein schmerzlicher Verlust für Sie. Denn auf jeden Fall ist der Schatz — wenn einer vorhanden — für Sie verloren.«

»Warum denn?«

»Warum! Die Sache ist ganz klar: Wenn Sie auch wüßten, an welcher Stelle der Schatz vergraben ist, so würden Sie doch nicht mehr das Recht haben, ihn auszugraben, weil der Grund und Boden Ihnen nicht mehr gehört.«

»O, wenn ich wüßte, wo er ist, so würde ich mich durch diesen Grund nicht abhalten lassen, den Schatz zu heben.«

»Sie würden mit dem Eigenthümer Streit bekommen.«

»Wer kann mir denn mein Erbtheil streitig machen?«

»Der Nachlaß Ihres Vaters gehört nicht mehr Ihnen, sobald die Besitzung verkauft ist; so sagt das Gesetz.«

»Ich glaube nicht.«

»Wollen Sie es etwa besser wissen als ich? — Doch genug von einer Sache, die kaum der Rede werth ist. Gehen Sie an Ihre Arbeit.«

Horace verläßt das Cabinet des Banquiers. Im Vorbeigehen flüstert er Oswald zu:

»Dein Oheim ist ein Knauser, Du ein Schwätzer und meine Tante eine Elster.«

Oswald ist ganz betroffen; aber man kommt und geht im Bureau, er kann eine Erklärung nicht fordern.

Man mußte durch das Zimmer, in welchem Horace arbeitete, gehen, um in Bouffi's Cabinet zu gelangen. Daher gingen sehr oft Leute an seinem Schreibtische vorüber. Der Banquier brauchte diesen Weg nicht zu nehmen, denn eine andere Thür seines Cabinetes führte zu einer Hintertreppe.

Es verging fast kein Tag, ohne daß der große Floquart den Banquier besuchte; dann ging er mit großem Geräusch, trällernd und seinen Spazierstock drehend durch das Bureau, sah die Commis mit vornehm höhnischer Miene an und grüßte nie einen derselben. An Oswald richtete er die Frage: »Ist Bouffi in seinem Cabinet?« in so hochfahrendem Tone, als ob er einen Bedienten anredete.

Horace hatte Floquart schon Tags vorher gesehen; aber er war mit seiner Arbeit eifrig beschäftigt gewesen, und hatte ihn kaum beachtet. Als er den Gecken, der so viel Staub macht und so fest auftritt, als ob er allen Straßenkoth von den Stiefeln abschütteln wollte, den andern Morgen vorübergehen sieht, wendet er sich zu Oswald und fragt ihn:

»Wer ist das?«

»Es ist Herr Floquart.«

»Warum tritt der Herr Floquart hier so fest auf? Er scheint unser Bureau für eine Strohdecke zu halten.«

»Er ist ein intimer Freund meines Oheims.«

»Um diesen Freund beneide ich deinen Oheim nicht. Dieser Herr scheint sehr anmaßend zu sein: er tritt hier ein wie in einem Pferdestall, grüßt Niemand und sieht uns an wie ein Sultan seine Sclaven. Dabei wirft er sich in die Brust wie ein Tambourmajor. Kommt er oft hieher?«

»Fast alle Tage ... zuweilen sogar mehrere Male an einem Tage.«

»Dann haben wir das Vergnügen, ihn oft zu sehen. Wir sind wahrlich zu beneiden. — Was hat dieser Herr Floquart für ein Geschäft? Ist er Wechselagent, Sensal, Kaufmann?«

»Nein, er ist Börsianer ... er macht Börsengeschäfte ...«

»Hat er bei uns eine Rechnung? Ich habe seinen Namen in meinen Büchern noch nicht bemerkt.«

»Nein, er hat keine Rechnung bei uns.«

»Und er kommt täglich zu deinem Oheim? Was mögen die denn zusammen aushecken?«

»Still! wenn es Jemand hörte ...«

»Du hast Recht ... es würde mir keine Zulage eintragen.«

»Wie viel hast Du?«

»Zwölfhundert Francs. Man gab sich das Ansehen, als ob mir damit eine Gnade erwiesen würde. Wie Du sagst, hat mein Vorgänger zweitausend achthundert gehabt ...«

»Ja, das ist wahr.«

»Nun, ich will mich gedulden, wir werden das Weitere sehen.«

»Warum hast Du mich einen Schwätzer genannt?«

»Weil Du deinem Oheim erzählt hast, mein Vater habe auf unserer Wiese zu Montagny einen Schatz verborgen.«

»Madame Rennecart hat mir's gesagt, und zwar nicht als ein Geheimniß; ich glaubte durch das Wiedererzählen keine Indiscretion zu begehen.«

»Dir verzeihe ich's, aber meiner Tante werde ich den Kopf waschen.«

Abends wurde Horace bei Madame Rennecart mit Ungeduld erwartet; man wollte gern wissen, was für eine Uebereinkunft er mit dem Banquier getroffen. Als ihn seine Schwester erblickt, ruft sie ihm zu:

»Nun, bist Du zufrieden? Gibt Dir Oswalds Oheim einen schönen Gehalt?«

»Bouffi ist ein Knauser, ein Pfennigfuchser!« antwortet Horace. »Anfangs wollte er mir gar nichts geben und mich als überzähligen Commis nehmen. Als er sah, daß ich darauf nicht eingehen wollte, bewilligte er mir endlich zwölfhundert Francs. Mein Vorgänger hatte mehr als das Doppelte, und wußte die Fehler im Cassebuche nicht aufzufinden.«

»Zwölfhundert Francs!« erwiedert Madame Rennecart, die ihren Hörtrichter ans Ohr hielt. »Das ist ja recht hübsch, lieber Junge! Zwölfhundert Francs gleich beim Eintritt, Du solltest recht zufrieden sein.«

»Ich würde mich damit begnügen, Tante, wenn meine

Leistungen nicht mehr werth wären. Kurz, ich habe es angenommen, weil man mir Zulage versprochen hat.«

»Es freut mich, daß Du angestellt bist. Ich hoffe, daß Du Dich auf diesem Platze halten wirst.«

»Ich soll mich halten! Was denkst Du denn, Tante? Es kommt darauf an, wie man sich gegen mich benimmt.«

»Und auch darauf, wie Du Dich benimmst. Du bist so hitzköpfig ...«

»Wenn ich ein Hitzkopf bin, Tante, so bist Du eine Plaudertasche!«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Du allen Leuten unsere Angelegenheiten erzählst. — Wie kannst Du auch ausplaudern, daß mein Vater auf der Besitzung, von der man uns vertrieben, einen Schatz verborgen habe?«

»Wie! ich hätte das gesagt?«

»Ja, zu Oswald hast Du es gesagt; Du hast ihm erzählt, die Klatschrosenwiese berge einen von meinem Vater vergrabenen Schatz; mein Vater sei plötzlich gestorben und habe das Geheimniß mit ins Grab genommen.«

»Und was liegt daran, wenn ich auch davon gesprochen hätte? Ich wollte gern zeigen, daß Du einst reich gewesen ...«

»Was nützt es denn, reich gewesen zu sein, wenn man's nicht mehr ist? Gar nichts, man wird gar noch für einen Lügner gehalten. Die Menschen nehmen sehr wenig Antheil an einem Unglück, das sie nicht berührt.«

»Es weiß ja Niemand, wo der Schatz ist, folglich ist es ziemlich gleichgiltig, ob davon gesprochen wird oder nicht.«

»Es ist keineswegs gleichgiltig; denn ich behaupte, daß der Schatz mir und meiner Schwester gehört, und es soll sich außer uns Niemand einfallen lassen, ihn zu suchen.«

»Armer Junge, Du setzest Dir so viel in den Kopf. Die Leute glauben, wir erzählen ihnen eine Fabel, um uns über sie lustig zu machen, und wenn sie die Geschichte auch für wahr halten, wer würde denn, ohne die mindeste nähere Bezeichnung, auf einer zwanzig Morgen großen Fläche nachgraben? Du selbst hast es ja nicht gethan.«

Horace sieht seine Tante, die ihren Hörtrichter auf die Seite legt, lange an und sagt halb laut:

»Du glaubst, ich hätte es nicht gethan! Wenn Du wüßtest, Tante, was ich schon gethan habe ... und was mir auf unserer lieben Wiese begegnet ist! Aber ich werde mich wohl hüten, Dir's zu sagen, Du würdest es überall ausplaudern.«

Fünftes Capitel.

Die Verlobten.

Einige Wochen vergehen. Horace findet sich sehr regelmäßig in seinem Bureau ein und verrichtet seine Arbeit vortrefflich und schnell, so daß er oft nicht nöthig hat, in den Abendstunden zu arbeiten. Zuweilen nimmt er Oswald mit; aber dieser, der Hausfreund geworden ist, will lieber bei Virginien sein, als Billard spielen; er weigert sich auch oft, mit seinem Freunde Abends fortzugehen, er schützt

überhäufte Arbeit vor. Um halb zehn Uhr begibt er sich zu Madame Rennecart, wo er die übrige Abendzeit zubringt. Die alte Dame liest einen Roman vor und Oswald scheint recht aufmerksam zuzuhören; aber er hat nur Augen für Virginien, und er ist überglücklich, wenn er ihr verstohlen die Hand drücken kann.

Horace geht Abends selten zu seiner Tante. Eines Abends kommt er jedoch bald nach Oswald, der eben unter dem Vorwande einer dringenden Arbeit sich geweigert hatte, mit ihm fortzugehen.

»Ei! siehe da,« sagt Horace, als er ihn an der Seite seiner Schwester sitzen sieht; »Du scheinst die Arbeit sehr rasch gemacht zu haben.«

Oswald schlägt die Augen nieder und weiß nicht was er antworten soll. Virginie nimmt für ihn das Wort:

»Herr Oswald ist kein Freund vom Billardspiel, und Du drängst ihn immer dazu. Alle jungen Leute haben ja nicht den gleichen Geschmack; er hört lieber meine Tante vorlesen. Sie liest uns eben jetzt einen recht interessanten Roman von Walter Scott vor . . .«

»Ich wette, daß er kein Wort davon gehört hat,« erwiedert Horace und sieht die beiden Liebenden so scharf an, daß sie erröthen und ganz verlegen werden.

»Glaubt Ihr denn, Kinderchen,« fügt Horace hinzu, »glaubt Ihr denn, daß ich nicht sehe, was hier vorgeht? Weil Ihr mich nicht ins Vertrauen gezogen habt, wähnt Ihr, ich hätte nicht gemerkt, daß Ihr für einander seufzet?«

»Was denkst Du denn, Bruder!« stammelt Virginie, die gern weinen möchte; »wie kannst Du so etwas in Gegenwart der Tante sagen!«

»Die Tante hat ihren Hörtrichter nicht angesetzt, folglich können wir sprechen, als ob sie gar nicht da wäre. — Jetzt antworte mir, Oswald: habe ich nicht Recht? Du liebst meine Schwester!«

Oswald faltet die Hände, als ob er beten wollte, sieht Horace mit einem flehenden Blicke an und stammelt:

»Lieber Freund, verzeihe mir, daß ich Dir meine Liebe zu deiner Schwester noch nicht gestanden habe. Ich hatte mir's schon längst vorgenommen, aber ich getraute mich nicht. Ich hätte Dich vielleicht um Erlaubniß bitten sollen ... aber wenn Du mir's auch verboten hättest, ich würde sie doch geliebt haben ... denn ich fühle wohl, daß diese Liebe mein Leben ist, daß ich nur in ihr mein Glück finden kann, daß ich nie eine Andere lieben werde ... sie müßte mich denn verschmähen ... und ich schwöre Dir ...«

»Genug! Du bist einmal im Zuge und nicht mehr aufzuhalten. — Und Du, Jungfer Schwester, antworte mir aufrichtig und laß die Stoßseufzer ... und verzerre den Mund nicht. Nimmst Du die Werbung des hier anwesenden Jünglings Oswald Boussi an? Fühlt dein Herz etwas für ihn? — Ich weiß im Voraus, was Du mir antworten wirst; aber thue nur, als ob ich's nicht wüßte.«

Virginie antwortet, ohne die Augen aufzuschlagen:

»Bruder, ich ... ich war gar nicht darauf gefaßt ...«

»Thue mir den Gefallen, die Nase aufzurichten und mich anzusehen. Ich sehe Leuten, die mit mir sprechen, gern ins Gesicht.«

»Bruder, Du ... machst mich ganz verzagt ...«

»Das ist nicht wahr, dein Bruder wird Dich nicht fressen. Aber die Weiber wollen nie ihr Gesicht zeigen,

wenn es mit ihren Worten übereinstimmt; diese Taktik liegt in ihrem Naturell, dessen Grundlage keineswegs die Aufrichtigkeit ist. — Aha! Endlich entschließest Du Dich, den Kopf aufzurichten, das ist schön. Jetzt rede.«

»Nun ja, Bruder, Oswald hat mir seine Liebe gestanden ... und ich bin gar nicht böse darüber, es hat mir sogar große Freude gemacht. Daraus schließe ich, daß ich ... ihn auch liebe.«

»O Virginie, wie glücklich machen Sie mich!«

»Nun, es hat Mühe genug gekostet, das aus Euch herauszubringen! Jetzt ist's kein Geheimniß mehr, und die Sache muß in Ordnung gebracht werden. — Tante, nimm deinen Trichter! ... Sie hört nicht.«

»Was willst Du denn thun, Bruder?«

»Du wirst es sogleich sehen.«

Horace nimmt den Hörtrichter und reicht ihn seiner Tante. Diese hält ihn an's Ohr. Horace nimmt nun Oswald bei der Hand, führt ihn vor Madame Rennecart und sagt:

»Erlaube mir, liebe Tante, daß ich Dir Herrn Oswald Boussi als den Verehrer deiner Nichte, meiner Schwester Virginie, vorstelle. Er bittet um ihre Hand oder wenigstens um die Erlaubniß, sie von jetzt an als seine Braut zu betrachten. Ich für meine Person gebe meine Zustimmung.«

Madame Rennecart macht große Augen und sieht die Anwesenden an.

»Es ist nicht möglich!« erwiederte sie endlich; »ich habe vermuthlich nicht recht verstanden.«

Horace schiebt Oswald vor und sagt zu ihm:

»Jetzt ist's an Dir. Willst Du denn gar nichts sagen?«

»Nein, Madame, Sie haben ganz recht verstanden,« entgegnet Oswald, sich verneigend; »ich liebe ... ich vergöttere Ihre Nichte. Aber ich würde ein Geständniß noch nicht gewagt haben, weil ...«

»Weil Du wohl weißt, daß Du noch nicht heiraten kannst,« fällt ihm Horace ins Wort; »denn meine Schwester hat kein Vermögen und Du arbeitest gratis bei deinem Onkel. Es wäre eine große Kunst, ein Hauswesen damit zu gründen; Ihr könntet eure Freunde nicht oft bewirthen, ja Ihr selbst würdet Euch nicht allzu oft zu Tische setzen können. Aber es wird schon anders werden. Ich statte meine Schwester aus ... und Oswald dazu. Das junge Paar soll ohne Sorgen in die Zukunft blicken und sich einer zahlreichen Familie zu erfreuen haben!«

»O Bruder, ist es wirklich wahr?« sagt Virginie jubelnd und auf ihrem Stuhl hüpfend. »Er will mich ausstatten! Hören Sie wohl, Oswald, er will mich ausstatten!«

»Ja wohl, Virginie; aber mein einziger Wunsch ist, Sie einst mein zu nennen.«

»Horace, Du bist wahrlich von Sinnen!« eifert Madame Rennecart. »Du willst deine Schwester unter die Haube bringen und ausstatten! Wer Dich hört, könnte glauben, Du verfügtest über ein großes Vermögen. Ich finde nichts gegen Herrn Oswalds Antrag einzuwenden; ich glaube nur, daß er etwas voreilig ist. — Und Du, Mädchen, liebst ihn also? Sieh, die kleine Geheimnißkrämerin hat mir nichts davon gesagt!«

»Liebe Tante, ich versichere, daß ich mir's selbst nicht zu gestehen wagte ...«

»Aber ließ sie es merken.«

»Bruder, Du bist recht boshaft!«

»Kurz und gut, Kinder, ich will eurer Liebe kein Hinderniß in den Weg legen; aber Ihr seid noch zu jung, um schon an eine eheliche Verbindung zu denken. Ueberdies hat Horace vollkommen Recht, und es ist das einzige Vernünftige, das er gesagt hat: Ihr beide besitzet nichts, und damit kann man nicht heiraten. Wenn Ihr auf das Versprechen meines Neffen bauen wollt, so fürchte ich, daß Ihr zu lange auf die Erfüllung eurer Hoffnungen warten müßt. Ihr Oheim, Herr Oswald, wäre der Einzige, der Ihr Glück begründen könnte; er ist sehr reich und kinderlos, Sie sind sein einziger Neffe. Glauben Sie, daß er seine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit meiner Nichte geben und für die Gründung eines Hausstandes sorgen würde?«

»Nein, Madame, ich glaube es nicht,« antwortet Oswald, traurig den Kopf schüttelnd. »Mein Oheim sagte einst in meiner Gegenwart: Ein Mann sollte vor dem dreißigsten Jahre nicht ans Heiraten denken, und auch dann nur, wenn er ein unabhängiges Vermögen besitzt. Denn mein Oheim legt nur auf das Geld einen Werth. Ich werde es auch nie wagen, ihm von meiner Liebe etwas zu sagen.«

»Sei nur ruhig!« erwiedert Horace, »ich werde mit ihm reden.«

»O, thue das nicht! ich bitte Dich . . . mein Onkel würde böse werden und . . .«

»Und Dir eine Strafe dictiren, nicht wahr? . . . Armer Junge, Du nimmst Dir die Erlaubniß zu lieben, und zitterst immer! Aber beruhige Dich, es ist noch nicht Zeit; ich muß erst in die Verhältnisse eingeweiht sein und Herrn

Bouffi besser kennen. Du sollst Zeit haben aufzuathmen. Ich wünschte vor Allem, daß deine Liebe kein Geheimniß mehr für meine Tante sei, daß mein Schwesterchen sich nicht mehr einbilde, ich glaubte an deine Abneigung gegen das Billardspiel, uud daß Du dein Papier nicht so geschwind versteckst, wenn Du Gedichte auf meine Schwester machst.«

»Er macht Gedichte auf mich!« sagt Virginie. »Ach! die muß ich sehen. Sie haben sie mir noch nicht gegeben, Oswald.«

»Ich bin noch nicht ganz damit fertig, liebe Virginie.«

»Es dauert lange! Aber im Grunde kann man zärtlich lieben und doch ein schlechter Poet sein; es besitzt ja nicht Jedermann die poetische Ader. — Nur Geduld, Schwester, was lange währt, wird gut. — Jetzt, Kinder, ist es Zeit, zu Bett zu gehen. Oswald, sage deiner Braut gute Nacht . . . und für dieses Mal, und ohne daß es für die Zukunft zur Gewohnheit werden muß, gib ihr den Verlobungskuß. Ich erlaube es. Und Du auch, Tante, wirst wohl erlauben, daß die künftigen Gatten sich küssen.«

»Horace, Du bist närrisch,« antwortet Madame Rennecart; »eine so ernste Sache, aus der vielleicht nie etwas werden wird, so leichtfertig zu behandeln! Du hast ja gehört, daß Herr Oswald sagt, sein Oheim werde nie seine Einwilligung geben.«

»Bah! wie kann er das wissen! Ich will, daß die Heirat zu Stande komme, und sie wird zu Stande kommen. Verlaßt Euch auf mein Wort, Ihr jungen Liebesleute:

Auf mein Orakel könnt Ihr fester bauen,
Als hätt' es Kalchas selbst ertheilt.«

Oswald beeilt sich, die von Horace erhaltene Erlaub-

niß zu benutzen. Er tritt mit linkischem Anstande auf Virginie zu; sie bietet ihm eben so schüchtern ihre Wange, auf die er einen Kuß drückt. — Aber das Ungeschick in solchen Dingen ist sehr schätzbar . . . es beweist, daß es der erste Kuß der Liebe ist.

»Jetzt ist's gut. Ihr seid verlobt!« sagt Horace, der dann den Arm seines Freundes nimmt. »Komm', lieber Bruder!«

Sechstes Capitel.

Der Seitengang.

Floquart sagt eines Tages zu seinem Freunde Bouffi, als er in dessen Cabinet kommt:

»Wer ist denn der neue Commis, den ich an der Stelle Ihres früheren Buchhalters sehe? Er sieht die Leute mit ganz sonderbaren Blicken an. Er ist noch sehr jung, scheint sich aber viel einzubilden. Er nimmt sich die Freiheit, mich zu mustern, wenn ich vorübergehe! Ich vermuthe, daß er meinen Anzug bewundert, sonst würde ich ihn schon in die gehörigen Schranken gewiesen und ihm angedeutet haben, daß ein Commis mehr Respect vor den Clienten seines Principals haben muß.«

»Lieber Floquart,« antwortet der Banquier, sich in seinem Fauteuil zurücklehnend, »der neue Buchhalter ist allerdings sehr jung, ich glaube, daß er höchstens dreiundzwanzig Jahre alt ist; aber er hat mehr Talent als man-

cher alte Commis, der am Hauptbuche grau geworden ist. Er rechnet sehr gut und mit erstaunlicher Schnelligkeit; er besitzt einen Scharfblick, der ihn in den Stand setzt, auf der Stelle einen Fehler aufzufinden, den Andere einen Monat lang suchen würden. Für ihn ist die Buchhaltung ein Spiel. Er arbeitet rasch und gut; er schreibt eine sehr schöne Hand und hat an seinen Arbeiten nie etwas zu verändern. Kurz, er allein leistet so viel wie drei gute Comptoiristen.«

»Wirklich, dann zahlen Sie ihn wohl gut?«

»Nein, nicht sehr gut. Ich muß gestehen, daß nicht gut mit ihm umzugehen ist; er ist ein Brausekopf und eigensinnig wie ein Bretagner. Und ich möchte Ihnen rathen, ihn nicht allzu hochfahrend zu behandeln, er würde es nicht dulden.«

»Ei, das wäre nicht übel. Ich möchte dem Gelbschnabel nicht rathen, mir zu antworten!«

»Befolgen Sie meinen Rath und binden Sie nicht mit ihm an. Uebrigens haben Sie mit meinen Commis nie etwas zu thun, wir führen ja unter uns keine Rechnung. Es würde mir leid thun, wenn Sie mit einem mir sehr werthen jungen Manne den mindesten Streit bekämen ... denn, wie gesagt, er ist sehr talentvoll.«

»Wo haben Sie diesen wundervollen Commis gefunden?«

»Mein Neffe hat mir ihn gebracht. Er hatte Horace Vermont bei der Inspectorin meines Hauses in der Rue du Temple kennen gelernt.«

»Ja, Ihren Neffen lasse ich mir gefallen. Ein guter Junge, mit dem man machen kann was man will. He! he! der arme kleine Gimpel!«

Floquart lacht und wirft einen seltsamen Blick auf seinen Freund, der aber ein finsteres Gesicht macht, als ob er Floquart Schweigen gebieten wollte. Dann kommen Leute in das Cabinet des Banquiers und die Herreu trennen sich.

Der Ruf des neuen Buchhalters war bis in den ersten Stock, aus dem Bureau in den Salon gedrungen. Madame Bouffi, welche sein Lob aus dem Munde ihres Neffen und selbst ihres Mannes gehört hatte, sagte zu diesem:

»Ich möchte den jungen Buchhalter, der so gut arbeitet, wohl einmal sehen.«

»Er ist sehr hübsch,« antwortete der Banquier.

»Deshalb wünsche ich es nicht.«

»Nun, ich will deinen Wunsch erfüllen, liebe Hortense. Da Du nie in's Bureau hinuntergehst, so will ich, wenn Du wieder Geld brauchst, meinen neuen Buchhalter ersuchen, Dir's zu bringen. Du kannst ihn dann sehen . . . er müßte es denn ablehnen, und das ist immerhin möglich, denn er thut nicht Alles, was man will.«

»Wirklich, meine Neugierde, ihn kennen zu lernen, wird immer größer.«

Zwei Tage nach diesem Gespräche benutzt Bouffi die Abwesenheit seines Neffen, und ruft Horace in sein Cabinet.

»Herr Bermont, würden Sie wohl so gefällig sein, sich zu meiner Frau zu bemühen; ich hatte vergessen, daß sie heute Geld braucht. Hier sind zweitausend Francs in Gold, die sie zu haben wünscht, und ein Logenbillet, das man mir geschickt hat. Ich wünsche zu wissen, ob sie gehen wird und ob sie noch Jemand für die anderen Logenplätze

hat. Ich kann nicht in's Theater gehen, ich speise bei Herrn von Nerval, dem Millionär. Entschuldigen Sie, ich weiß wohl, daß es nicht zu Ihrem Berufe gehört, aber Sie werden mir wohl diese Gefälligkeit erweisen. Mein Neffe ist nicht da und auch den Bureaudiener habe ich fortgeschickt; von allen den Herren dürften Sie der einzige sein, den meine Frau gern empfangen würde.«

»Herr Bouffi,« erwiedert Horace, »da Sie mich in dieser Weise ersuchen, stehe ich zu Befehl.«

»Hier ist die Summe und das Logenbillet.«

»Ich werde die Haupttreppe hinaufgehen . . .«

»Nein, gehen Sie nur durch diese Thür. Von der Hintertreppe kommen Sie in ein kleines Zimmer, wo die Kammerjungfer arbeitet, und diese wird Sie zu meiner Frau führen.«

Horace geht die kleine Treppe hinauf, öffnet eine Thür und befindet sich in einem kleinen Zimmer. Auf einem Arbeitstische liegen verschiedene Putzsachen und angefangene weibliche Arbeiten sammt Nadel und Zwirn.

»Wahrscheinlich sollte ich hier die Kammerjungfer finden,« denkt Horace; »aber sie ist fortgegangen. — Nun, ich kann ohne sie zu Madame Bouffi gehen. Da sind zwei Thüren. Wohin führt diese? In einen Speisesaal. Und eine Menge Ausgänge! Da würde ich mich verirren. — Die andere kleine Thür hat inwendig einen Riegel, aber er ist zum Glück nicht vorgeschoben. Ein schmaler Gang. Das ist schon mysteriöser, auf diesem Wege werde ich zu der Dame vom Hause gelangen. Die Damen umgeben sich immer mit Seitenthüren und geheimen Gängen, die bei manchen Gelegenheiten sehr nützlich sein können. — Wei-

ter! Ueberall Teppiche . . . um lautlos entwischen zu können. Ich höre mich selbst nicht gehen. — Der Gang ist lang und macht eine Biegung. — Ha! Endlich sehe ich eine Thür . . . sie ist verschlossen, aber ich klopfe an.«

Horace hat nur noch einige Schritte zu machen, um die Thür am Ende des Ganges zu erreichen, als er eine weibliche Stimme hört:

»Nein, nein! . . . Ach! Sie sind ein grausamer Mann!«

Diesen Worten folgt ein schallender Kuß. Horace bleibt stehen und mag nicht weiter gehen.

»Ei! Was höre ich da!« sagt er zu sich. »Ich glaube, daß ich zur Unzeit komme. Vermuthlich hätte die Gangthür, durch die ich gekommen bin, verriegelt werden sollen. — Ein Versehen, das sehr folgenschwer hätte werden können. Doch »man denkt ja nicht an Alles,« wie Lafontaine sagt. — Was ist zu thun? Es wäre jetzt höchst unbesonnen, an diese Thür zu klopfen. Aber meines Auftrags muß ich mich doch entledigen; denn ich kann doch nicht zu dem Banquier sagen: ich habe Ihre Frau Gemalin nicht gesehen, weil ein grausamer Mann bei ihr war. — Ich muß umkehren . . . und so leise wie möglich.«

Horace kehrt wieder um; er geht wie auf Eiern und vermeidet sorgfältig jedes Anstreifen an den Wänden. So kommt er wieder in das kleine Vorzimmer, schließt die Gangthür und geht in den Speisesaal. Hier tritt er fest auf wie Floquart, geht durch einen großen Salon, dann durch ein anderes Zimmer, immer viel Geräusch machend und rufend:

»Ist Madame Boussi nicht da? Man wünscht Ma-

dame Bouffi de Nogent zu prechen ... Herr Bouffi schickt ihr etwas!«

Endlich thut sich eine Thür auf, und dieselbe Stimme, die sich über den »grausamen Mann« beklagt hatte, sagt verdrießlich:

»Was gibt's? Wer macht diesen Lärm? Was will man von mir? — Herein!«

Horace tritt ein. Die schöne Hortense saß auf dem Sopha und hielt ein Schnupftuch, mit welchem sie sich das Gesicht fächelte, obgleich es gar nicht warm war. Am andern Ende des Zimmers sitzt Grébois auf einem Sessel, den Hut in der Hand, in auffallend ehrerbietiger Haltung; denn um mit einer Dame, die man besucht, zu sprechen, pflegt man nicht möglichst weit von ihr entfernt Platz zu nehmen; aber um recht vorsichtig zu sein, begeht man zuweilen die größten Unbesonnenheiten.

Horace hat alles dies auf den ersten Blick gesehen, aber er nähert sich mit ehrerbietiger Haltung, verneigt sich tief und sagt:

»Ich bitte um Entschuldigung, Madame, daß ich mir die Erlaubniß genommen zu rufen. Aber da ich Ihre Wohnung nicht kenne, so wußte ich nicht, auf welcher Seite man zu Ihnen gelangt.«

»Sie haben also meine Kammerjungfer Julie nicht in dem kleinen Wartezimmer gefunden?«

»Nein, Madame, sie war nicht da. — Herr Bouffi hat mich ersucht, Ihnen zweitausend Francs in Gold zu übergeben ...«

»Schön! Sie sind vermuthlich der neue Buchhalter, Herr ...«

»Horace Vermont; ja, Madame. — Hier ist auch ein Logenbillet für diesen Abend, und Ihr Herr Gemal läßt fragen, ob Sie Begleitung haben; er selbst kann nicht ins Theater gehen, weil er bei Herrn von Nerval speist.«

»Er macht's immer so. Wenn ich eine Loge habe, geht er anderswohin. — Herr Grébois, sind Sie auf diesen Abend versagt?«

Grébois, der leise seufzend seinen Hut auf den Knien dreht, antwortet sehr zuvorkommend:

»Diesen Abend? Nein, Madame, ich bin frei. Warum?«

»Dann würde ich so frei sein, über Sie zu verfügen und Sie bitten, mich und Madame Volmerange in die komische Oper zu begleiten. — Ich bürde Ihnen einen Frohndienst auf; aber ich kenne Ihre Gefälligkeit und nehme dieselbe in Anspruch.«

»Madame, es macht mir immer große Freude, Ihnen gefällig zu sein. Ich stehe zu Befehl.«

»Sie sind sehr gütig, ich danke Ihnen.«

»Ich habe Ihnen zu danken.«

»Ich kann also Herrn Boussi sagen, daß Sie Gesellschaft in Ihrer Loge haben werden?« sagt Horace, um den gedrechselten Höflichkeiten des Herrn und der Dame ein Ende zu machen.

»Ja wohl, er braucht sich nicht darum zu kümmern.«

»Madame, ich empfehle mich gehorsamst.«

»Ich danke Ihnen, Herr Vermont, für Ihre Bemühung.«

»Es ist mir dadurch das Vergnügen zu Theil geworden, Sie zu sehen, Madame, und ich wünsche mir Glück dazu.«

Horace verneigt sich gegen die schöne Hortense und

gegen Grébois der unruhig auf seinem Sessel hinundherrückte; er nimmt den letzten Weg, den er gefunden, geht durch den Salon und den Speisesaal und findet in dem kleinen Zimmer die Kammerjungfer.

»Wie! Sie gehen hier durch?« sagt diese erstaunt; »sonst nimmt nur Herr Bouffi diesen Weg.«

»Mamsell Julie, heute gehe ich den Weg, den Herr Bouffi zu gehen pflegt. Und ich bin nicht der... Mein Gott! Da hätte ich bald eine Dummheit gesagt...«

»Sie wissen meinen Namen?«

»Ja wohl.«

»Wie haben Sie ihn erfahren?«

»O, ich weiß noch viele andere Dinge...«

»Sind Sie unten im Bureau?«

»Ja, Mamsell Julie.«

»Es ist sonderbar, ich kenne alle Commis, und habe Sie noch nicht gekannt.«

»Es ist immer so, wenn man sich noch nicht gesehen hat.«

»Sie scheinen lustiger zu sein, als die Anderen.«

»Ich nehme wenigstens Herrn Tirebourg nicht als Vorbild.«

»Der alte Affe! — Madame kann ihn auch nicht leiden, sie hat Herrn Bouffi verboten, ihn zu ihr zu schicken.«

»Aber Oswald ist ein recht artiger junger Mann.«

»Ja wohl, aber er ist gar zu blöde. — Wie heißen Sie denn?«

»Horace.«

»Ein hübscher Name!«

»Es freut mich, daß er Ihnen gefällt.«

»Horace! Ist es nicht ein römischer Name?«

»Ursprünglich allerdings; aber wir haben viele aus Rom stammende Dinge, die bei uns einheimisch geworden sind. — Guten Morgen, Mamsell Julie.«

»Sie wollen schon gehen?«

»Ich muß Herrn Bouffi von meiner Bestellung Rechenschaft geben.«

»Kommen Sie wieder herauf?«

»Heute nicht.«

»Kommen Sie doch zuweilen. Wir können hier ungestört plaudern. Sie sehen wenigstens lustig aus.«

»Sie sind zu gütig. Ich werde mein Möglichstes thun, den Weg wieder hieher zu finden.«

Horace geht die kleine Treppe wieder hinunter und sagt zu sich:

»Ob die Kammerkatze mit mir sich so unterhalten wollte wie Ihre Dame mit Herrn Grébois? . . . Ha! ha! Es ist sonderbar: ich habe heute ein Geheimniß entdeckt, das man um jeden Preis zu verbergen sucht. — Der arme Bouffi! Aber ich bedauere ihn nicht, er ist ein Knauser. — Achtung, jetzt komme ich in sein Cabinet.«

»Nun, haben Sie die Bestellung gemacht?« sagt der Banquier, als er seinen Commis zurückkommen sieht.

»Ja, Herr Bouffi.«

»Haben Sie meine Frau gefunden?«

»Ja.«

»Sie kannten sie noch nicht. — Nicht wahr, es ist eine hübsche Frau?«

»Ja, sehr hübsch.«

»Sie ist nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber ich versichere Sie, daß sie noch Eroberungen macht.«

»Ich bezweifle es gar nicht.«

»Ich sehe es, wenn wir in Gesellschaften gehen . . . und ich sehe es mit ganz ruhigem Auge, denn ich kenne meine Frau, sie versteht in dem Capitel der Moral keinen Spaß; sie geht in ihrer Sittenstrenge so weit, daß sie über einen Scherz, den sich Männer wohl erlauben, ernstlich böse wird. Daher bin ich ganz ruhig.«

»Sie haben vollkommen Recht, Herr Boussi; es ist auch das Beste, was ein Ehemann thun kann.«

»Wenn man nämlich eine Frau hat, wie ich.«

»Das wollte ich noch hinzusetzen.«

»Sie haben ihr das Logenbillet gegeben?«

»Ja.«

»Wird sie in die Oper gehen?«

»Ja, Madame wird gehen.«

»Hat sie auch Begleitung? Es ist eine sehr schöne Loge, es wäre Schade, wenn Plätze leer blieben; es könnte dem, der mir das Billet geschickt hat, unangenehm sein.«

»Sie haben nichts zu fürchten, Herr Boussi; es werden neben Madame keine Plätze leer bleiben, sie hat Begleitung gefunden und mir aufgetragen, es Ihnen zu sagen.«

»Gut; ich danke Ihnen, Herr Bermont.«

»Es freut mich, daß ich Ihnen gefällig sein konnte.«

Horace begibt sich wieder in das Bureau.

»Ich wundere mich gar nicht über die Entdeckung,« sagt er zu sich, »aber die Sache wird dadurch pikant, daß ich die Entdeckung gemacht habe, ohne mir die mindeste Mühe zu geben.«

Siebentes Capitel.

Die Clienten des Banquiers.

»Kennst Du einen Herrn Grébois?« sagt Horace Abends zu Oswald.

»Ja, er ist ein Freund meines Oheims; er war Advocat, hat aber, da er Vermögen besitzt, sein Geschäft frühzeitig verkauft. Er ist ein ungemein höflicher, etwas geckenhafter aber zuvorkommender Herr. Wenn mein Oheim irgend eine verwickelte Angelegenheit zu schlichten hat, nimmt er Herrn Grébois in Rath.—Aber wozu diese Frage? Kennst Du ihn?«

»Ich habe ihn oben bei Madame Bouffi gesehen, als ich für deinen Oheim eine Bestellung machte.«

»Du hast also meine Tante gesehen?«

»Ja wohl.«

»Wie findest Du sie?«

»Wie alle Weiber!«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Ich meine, daß sie hübsch gewesen und noch sehr cokett ist.«

»Das ist möglich; aber man kann ihr nicht das Mindeste nachsagen.«

»Das glaube ich wohl. Ich verspreche Dir, daß ich ihr durchaus nichts nachsagen werde.«

»Höre, Horace. Es bleibt doch dabei: deine Schwester wird meine Frau?«

»Das versteht sich; deine Heiratsaussichten sind noch besser geworden.«

»Bah! Durch welchen Zufall?«

»Ganz recht, die günstige Wendung hat der Zufall gebracht.«

»Ich verstehe Dich noch nicht. Erkläre Dich doch deutlicher.«

»Nein, jetzt nicht. Habe nur Vertrauen zu mir, mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen.«

Den andern Morgen hatte Oswald einen Augenblick seinen Platz verlassen, um mit Horace zu plaudern und die unvermeidliche Heiratsangelegenheit auf's Tapet zu bringen, als Duvalloir in das Bureau kommt, und nachdem er den eben abwesenden Banquier in dessen Cabinet gesucht, sich nach Oswald umsieht und ihn anredet:

»Guten Morgen, lieber Herr. Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe. Ich komme aus dem Cabinet Ihres Oheims, er ist abwesend.«

»Ja, Herr Duvalloir, er ist ausgegangen. Er hatte mehrere Personen zu besuchen und sagte, er würde erst zum Diner nach Hause kommen.«

»Das ist mir sehr unangenehm. Er wollte mir über ein vortheilhaftes Geschäft, über Steinkohlengruben nähere Auskunft geben; er hatte mir eine ausführliche Darstellung des Unternehmens versprochen.«

»Ich weiß was Sie meinen. Diese Notiz habe ich geschrieben, sie liegt bereit. Ich will sie Ihnen geben.«

»Sie thun mir einen Gefallen. — Und findet sich zu meinem Landhause in Montagny kein Käufer?«

»Nein, aber ich weiß, daß mein Oheim mit seiner Frau und einigen Freunden in kurzem nach Montagny fahren wird. — Hier ist die Notiz.«

Horace, der anfangs den Fremden wenig beachtet hat, wendet sich um, durch den Namen Montagny aufmerksam gemacht, zu Duvalloir, sieht ihn forschend an und sagt zu ihm:

»Sie sind der Eigenthümer der schönen Besitzung, die das »Sykomorenhaus« genannt wird.«

»Ja wohl, ich bin der Eigenthümer,« antwortet Duvalloir, der den jungen Buchhalter ebenfalls mit einer gewissen Neugierde betrachtet.

»Ich kenne Ihre Besitzung sehr gut. Als Knabe habe ich manchmal in Ihrem Park gespielt; aber damals war ein Herr Bergeret, ein alter Mann, der Eigenthümer.«

»Ich habe das Landhaus vor etwa . . . sieben Jahren von Herrn Bergeret gekauft. Sie haben also in der dortigen Gegend gewohnt?«

»Ich bin zu Montagny geboren. Wir hatten dort eine hübsche Besitzung, welche an die Ihrige grenzt; Sie werden sie gewiß kennen . . . die Klatschrosenwiese.«

Dieser Name macht auf Duvalloir den gewohnten Eindruck: er wird sehr blaß und stammelt:

»Ja wohl ... die Wiese grenzt an meine Besitzung ...«

»Es ist nicht so schön wie bei Ihnen. Das Haus ist nicht so elegant und viel kleiner; aber wir waren darin sehr glücklich und beneideten den Nachbar keineswegs um seine schöne Besitzung . . .«

»Wer in einer Hütte glücklich ist, hat den Besitzer eines Schlosses nicht zu beneiden; denn nicht immer in Palästen wohnt das Glück. Ich sage dies nicht in Bezug auf Sie, denn Ihre Besitzung ist auch sehr hübsch.«

»Leider gehört sie uns schon lange nicht mehr. Nach dem Tode meines Vaters mußte sie verkauft werden, um die Ansprüche der Geschäftstheilhaber, der Gläubiger — was weiß ich? — zu befriedigen. Wäre ich damals schon erwachsen gewesen, ich würde der Sache gewiß eine andere Wendung gegeben haben, denn ich bin überzeugt, daß man mich und meine Schwester schändlich betrogen, beraubt hat. Man muß sich in das Unvermeidliche ergeben. Ich habe immer noch Hoffnung, unser Geburtshaus zurückzukaufen.«

»Wenn sich so süße Erinnerungen an eine Wohnung knüpfen, so ist es natürlich, daß man sich nach derselben sehnt.«

»Aber gefällt Ihnen denn die dortige Gegend nicht? Sie wollen Ihre schöne Besitzung verkaufen? Die Landschaft ist doch so reizend: Morfontaine mit dem wunderschönen Park ist ganz nahe, und Ermenonville mit der Pappelinsel, auf welcher Jean-Jacques begraben ist. Nicht weit entfernt ist Chantilly, wo die Wettrennen gehalten werden und alle Sportsmen zusammenkommen. Eine besser gelegene Besitzung werden Sie schwerlich finden.«

Duvalloir schweigt eine kleine Weile, dann erwiedert er seufzend:

»Sie sehnen sich nach dem Hause, welches Sie einst zu Montagny besaßen, weil sich Erinnerungen an glückliche Tage an dasselbe knüpfen. Aber wenn bei mir gerade das Gegentheil stattfindet, wenn mich das Sykomorenhaus nur

an traurige Ereignisse, an schmerzliche Abschnitte meines Lebens erinnert — werden Sie sich dann noch wundern, daß ich es verkaufen will?«

»Verzeihen Sie, lieber Herr, meine Bemerkung war indiscret. Ich hätte denken sollen, daß Jedermann seine Ursachen, seine Beweggründe hat, nur so und nicht anders zu handeln, und daß die Welt manche Handlungen in sehr leichtfertiger Weise tadelt, welche sie ganz natürlich finden würde, wenn sie in die Geheimnisse Anderer eingeweiht wäre. Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung.«

»Sie haben mich ja nicht beleidigt,« antwortet Duvalloir, der das offene, geistvolle Gesicht des jungen Buchhalters mit Wohlgefallen zu betrachten scheint. — »Es ist wohl lange her,« fügt er hinzu, »daß Sie Montagny verlassen haben?«

»Ich war damals kaum dreizehn Jahre alt; jetzt bin ich zweiundzwanzig, es sind also neun Jahre, daß wir gezwungen waren, unser liebes Landhaus zu verlassen.«

»Und seit jener Zeit sind Sie nicht wieder dort gewesen?«

»O ja, vor vierthalb Jahren ... im August werden's vier Jahre.«

»Vier Jahre ... im August!« wiederholt Duvalloir, der wieder erblaßt und die Augen niederschlägt.

»So!« stammelt er, »Sie waren zu jener Zeit in Montagny?«

»Ja.«

»Haben Sie nicht gehört ... nicht zufällig erfahren, daß sich damals etwas Außerordentliches zugetragen?«

»Nein, ich erinnere mich nicht. Ich bin auch zu

kurze Zeit dort geblieben, als daß ich Alles, was dort vorging, hätte erfahren können. Ueberdies hätte ich mich auch nicht persönlich erkundigen können, denn . . .«

Horace bricht ab, als ob er fürchtete, er werde mehr sagen als er will, dann fügt er hinzu:

»Ist denn zu jener Zeit etwas Auffallendes, Interessantes dort geschehen?«

»Nein . . . nein, ich glaube nicht,« antwortet Duvalloir ausweichend. »Ich empfehle mich, meine Herren. Ich werde Herrn Bouffi ein anderes Mal besuchen. — Guten Morgen!«

Und er verläßt schnell das Bureau.

»Wie schnell Herr Duvalloir fortgegangen ist!« sagt Oswald.

»Ja . . . es liegt etwas Sonderbares in dem Wesen dieses Mannes. Als ich ihm sagte, daß ich in Montagny gewesen sei und daß es im August vier Jahre werde, wechselte er die Farbe und wurde sehr verlegen . . .«

»Das habe ich nicht bemerkt.«

»Was bemerkst Du auch wohl!«

»Du hattest uns noch nicht gesagt, daß Du wieder in Montagny gewesen.«

»Nein, lieber Oswald, ich habe es weder meiner Schwester noch meiner Tante gesagt, und ich verbiete Dir auf das Strengste, ein Wort davon zu sagen.«

»Es ist also ein Geheimniß?«

»Ich habe meine Gründe, ihnen zu verschweigen, was mir damals begegnet ist.«

»Es ist Dir also etwas begegnet?«

»Der kleine Mensch ist ja neugierig wie eine Haus-

meisterin! . . . Mach nur Gedichte an meine Schwester und behalte deine Fragen für Dich.«

»Nun, Du kennst jetzt wieder einen Clienten meines Oheims.«

»Es ist mir gar nicht unlieb, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Der Mann mißfällt mir nicht; er ist wenigstens höflich . . .«

»Herr Grébois auch.«

»O, ich bitte Dich, verschone mich mit deinem Grébois.«

»Er hat ein so feines Benehmen, so hübsche Umgangsformen.«

»Ich kenne seine Formen und den Gebrauch, den er davon macht. Herr Duvalloir ist ein ganz anderer Mann.«

»Er sieht immer ernst, sogar traurig aus.«

»Aus seinen Aeußerungen geht hervor, daß er im Leben traurige Erfahrungen gemacht hat. Es scheinen ihn unglückliche Ereignisse in seinem Landhause betroffen zu haben; vielleicht hat er eine zärtlich geliebte Person verloren.«

»Das ist wohl möglich, ich glaube es auch.«

»Und ich möchte immer in Montagny sein, obgleich ich meinen Vater dort verloren habe. Der Verlust theurer Personen würde mich nie bestimmen, den Ort, den sie bewohnt, zu verlassen; ich würde sie vielmehr noch zu sehen glauben, wenn ich dort wäre. Es gibt Leute, die zu vergessen suchen, ich halte jede Erinnerung werth.«

Das lange Gespräch der beiden jungen Leute war eine Marter für Tirebourg, der unfreundliche Seitenblicke auf sie warf und über seinem Copirbuche seufzte; aber er erlaubte sich keine Bemerkung, weil er sich vor Horac

fürchtete. Endlich sitzen die beiden Freunde wieder bei ihrer Arbeit und bald geht Oswald fort, um sich eines von seinem Oheim erhaltenen Auftrages zu entledigen.

Als der Neffe des Banquiers kaum zehn Minuten fort ist, erscheint der große Floquart in seiner gewohnten geckenhaft anmaßenden Haltung. Er geht geradeswegs in das Cabinet des Banquiers, und da er Niemand findet, kommt er wieder in das Bureau und redet Horace mit der ihm eigenen Arroganz an:

»Bouffi ist nicht in seinem Cabinet. Wo ist er?«

Horace sieht sich nicht um und schreibt in seinem Hauptbuche weiter.

Floquart tritt noch einen Schritt vor und schreit lauter:

»Ich frage Sie, wo mein Freund Bouffi ist, haben Sie mich nicht verstanden?«

Horace arbeitet fort, ohne zu antworten.

»Was bedeutet das? Entweder sind Sie taub, oder Sie wollen mir nicht antworten. Aber ich werde Ihnen die Zunge schon lösen.«

Der große Löwe schlägt mit seinem Spazierstock auf den Schreibtisch, an welchem der junge Buchhalter arbeitet. Dieser sieht sich um, faßt schnell den Stock und entreißt ihn dem geckenhaften Prahler.

»Was ist das? Was für ein Flegel schlägt auf meinen Schreibtisch, um mir die Augen mit Staub zu füllen? ... Was! Sie sind's, mein Herr! Ich erkläre Ihnen, daß ich solche Späße nicht dulde.«

Floquart ist anfangs ganz verblüfft über den raschen

Griff des jungen Buchhalters; aber er nimmt seine anmaßende Haltung wieder an und fährt ihn zornig an:

»Ich glaube gar, man erkühnt sich zu drohen! — Wissen Sie wohl, daß Sie ein ungehobelter Mensch sind! Ich frage Sie wiederholt und Sie antworten mir nicht. Was bedeutet das? Wissen Sie nicht, mit wem Sie zu thun haben?«

»O ja, ich weiß es: ich sehe vor mir einen Unverschämten, der mich anredete wie einen Bedienten. Ich bin kein Bedienter und verlange vor Allem, daß man sich höflich gegen mich benehme. Darum habe ich Ihnen nicht geantwortet.«

»Das ist zu arg! Der Mensch will mir den Text lesen. Sie verdienten eine derbe Züchtigung.«

»Versuchen Sie es,« antwortet Horace und sieht den großen Herrn so muthig und entschlossen an, daß dieser seinen Blick abwendet.

Floquart, der wohl sieht, daß ihn der junge Buchhalter keineswegs fürchtet, erwiedert in gemäßigtem Tone:

»Es ist gut, mein Freund Bouffi soll erfahren, wie Sie sich gegen seine guten Freunde benehmen; er soll wissen, welchen Ton sich sein Commis gegen sie erlaubt . . . Sie sollen bestens bei ihm empfohlen werden.«

»Ha! ha! ha! Sie machen sich fürwahr lächerlich mit Ihrer Empfehlung! Sie machen in diesem Augenblicke auf mich den Eindruck eines Schulmeisters, der seine Zöglinge mit der Drohung, sie würden von ihrem Papa Schläge bekommen, zahm zu machen sucht. Wenn man als Freund des Banquiers das Recht zu haben glaubt, dessen Commis wie Neger zu behandeln, so irrt man sich sehr . . . wenig-

stens mir gegenüber. Und selbst von Herrn Boussi würde ich nicht die mindeste Grobheit dulden.«

»Genug! Geben Sie meinen Stock her. Ich habe schon zu lange mit Ihnen gesprochen.«

»Ei! wir werden wieder unhöflich, wie es scheint.«

»Geben Sie meinen Stock her . . . und machen Sie ein Ende.«

»Ihren Stock, mit welchem Sie auf meinen Schreibtisch geschlagen haben, wie ein Besoffener in der Schenke auf den Tisch schlägt!«

»Donnerwetter! geben Sie meinen Stock her!«

Horace nimmt den Stock in beide Hände, bricht ihn entzwei und wirft die beiden Stücke auf die Erde.

»Da, nehmen Sie,« sagt er zu Floquart, »wenn Ihnen so viel daran liegt.«

Floquart erblaßt. Er ist tief bestürzt, seine Arroganz schwindet vor einer That, die einer Herausforderung gleicht. Er nimmt die beiden Stücke seines Stockes auf und erwiedert mit unsicherer Stimme:

»Ich nehme den zerbrochenen Stock auf, um ihn meinem Freunde Boussi zu zeigen . . . er soll sehen . . . er soll erfahren, wie Sie sich gegen seine Freunde benehmen. — Das Weitere wird sich finden.«

Der große Löwe ist mit seinem zerbrochenen Stocke fortgegangen, Horace schaut ihm lachend nach. Dann sagt er zu Tirebourg, der dem vorigen Auftritt in der größten Bestürzung zugesehen hat:

»Er geht in ohnmächtigem Zorn. — Ich habe recht gethan seinen Stock zu zerbrechen, nicht wahr Papa Tirebourg?«

»O nein, ich kann es nicht billigen. Einem intimen Freund des Herrn Boussi de Nogent den Stock zerbrechen ... das würde ich nicht gewagt haben!«

»Sie würden den Stock lieber auf Ihrem Rücken gefühlt haben.«

»Herr Vermont, Sie vergessen sich!«

»O, Sie sind ein alter Hasenfuß, ich weiß es wohl. — Aber ich bin weit entfernt zu bereuen, was ich gethan; ich freue mich darüber. Diesen Floquart habe ich schon längst nicht leiden können. Ich will wetten, daß er in unserem Bureau nicht mehr so lärmend auftreten wird!«

»Ein ganz absonderlicher Freund vom Herrn Banquier ...«

»Um diesen Freund beneide ich den Herrn Banquier wahrlich nicht. Im Allgemeinen glaube ich, daß er in der Wahl seiner Freunde nicht sehr verständig ist. Und zumal dieser ... Ich weiß nicht,« sagt Horace für sich, »was Herr Boussi mit ihm ausheckt; aber die Geschichte scheint mir nicht ganz klar. Und es sind hier Rechnungen, wo unbegreiflicherweise Gewinn und Verlust in das Soll des Clienten eingetragen werden, und wo das Haben gar nicht in Betracht kommt. Wenn ich Capitalien anzulegen hätte, würde ich sie Herrn Boussi nicht anvertrauen.«

Achtes Capitel.

Aufs Land.

Es war am Ende des Mai und das Wetter herrlich. Der Banquier Bouffi sagt zu seiner Frau:

»Liebe Hortense, ich habe unsere Landpartie, unsern Besuch in Duvalloir's Besitzung auf morgen bestimmt. Ich weiß, daß Du nicht gern auf der Eisenbahn fährst. Ueberdies ist es von der nächsten Station noch eine Stunde bis Montagny. Ich habe eine sehr große Calesche gemiethet, in welcher sechs Personen bequem sitzen und nöthigenfalls kann sich Jemand noch zum Kutscher setzen.«

»Mein Gott! wen willst Du denn mitnehmen, daß wir so viel Platz brauchen?«

»Erstens Burgrave und seine Frau . . .«

»Ach! was fällt Dir ein! Das sind unausstehliche Reisegefährten . . .«

»Liebes Kind, ich habe eine Angelegenheit im Ministerium des Innern, und zwar gerade in der Abtheilung, deren Chef der Bruder Burgrave's ist. Du solltest doch wissen, daß ich nie ohne Ursache handle. Im Grunde wird uns Madame Burgrave mit ihren Lächerlichkeiten zur Unterhaltung dienen, und endlich versteht sich's von selbst, daß jeder Herr seinen Antheil an den Kosten der Landpartie bezahlt.«

»Ein Picknick! . . . O pfui! das ist gemein!«

»Hortense, wenn man sich zu mir begäbe, so würde ich Niemand zahlen lassen; aber dies ist eine Reise auf gemeinsame Kosten. Dann haben wir Coquelet und seine Frau . . .«

»Ich dachte es wohl! Du stehst mit diesen Leuten auf freundschaftlichem Fuß, sie sind Dir unentbehrlich geworden!«

»Oder vielmehr, ich bin Herrn Coquelet unentbehrlich geworden . . . und das paßt in meinen Kram; ich bin sein Rathgeber in der Verwendung seiner Capitalien. Und es ist auch möglich, daß er Duvalloir's Besitzung kauft.«

»Ich glaubte, Du habest die Absicht sie zu kaufen?«

Bouffi gibt auf diese Bemerkung seiner Frau keine Antwort und fügt hinzu:

»Und da wir noch einen Herrn mitnehmen können...«

»Ah! ich errathe . . . Die Wahl ist vermuthlich auf deinen lieben Freund Floquart gefallen.«

»Nein, Floquart nehme ich nicht mit. Seit einigen Tagen ist er kalt und hochfahrend gegen mich. Nun, ich lasse ihn laufen.«

»Woher kommt denn diese Erkaltung zwischen zwei so intimen Freunden?«

»Es ist die Folge eines Wortwechsels, den er vor einigen Tagen mit meinem neuen Commis Horace Vermont gehabt hat. Floquart wollte durchaus, daß ich den jungen Mann entlassen sollte . . .«

»Den jungen Vermont entlassen! warum denn? Er ist sehr hübsch und anständig. Wie kommt denn Herr Floquart zu dieser sonderbaren Zumuthung?«

»Mein neuer Buchhalter ist ein Brausekopf, und

Floquart, der sich zuweilen gar zu rücksichtslos benimmt, mag ihn wohl etwas grob angeredet haben. Tirebourg versichert indeß, Horace habe Unrecht gehabt . . .«

»Tirebourg! Wie kannst Du auch auf das Urtheil des alten Murrkopfs einen Werth legen! — Nun, erzähle doch den Auftritt.«

»Floquart hat mit seinem Stock auf den Schreibtisch meines Buchhalters geschlagen, und dieser hat ihm den Stock entrissen und zerbrochen.«

»Das war recht! Es wird Floquart lehren, höflicher zu sein.«

»Nein, es war nicht recht. Horace hatte Unrecht. Man darf mit Personen, die zu mir kommen, nicht so rücksichtslos verfahren. — Floquart kam noch denselben Abend zu mir, er war höchst aufgebracht; er zeigte mir seinen zerbrochenen Stock und verlangte die augenblickliche Entlassung meines neuen Buchhalters. Ich sagte zu ihm: »Lieber Floquart, der junge Vermont arbeitet sehr gut, er leistet in einigen Stunden so viel wie meine andern Commis kaum in einem Tage leisten; er rechnet vorzüglich und schreibt das Englische so gut wie das Französische. Ich würde nicht leicht einen so geschickten Mann wiederfinden, zumal für den geringen Gehalt, den ich ihm gebe. Ich schicke ihn nicht fort; er ist ja auch noch sehr jung und handelt ohne Ueberlegung. Aber ich werde ihn auffordern, sich bei Ihnen zu entschuldigen.« — Floquart wurde etwas ruhiger und erwiederte, daß er sich damit begnügen wolle. — Den andern Morgen sagte ich zu meinem neuen Buchhalter: »Sie haben Herrn Floquart den Stock zerbrochen, das war nicht recht von Ihnen, Sie

müssen ihn um Verzeihung bitten; ich zähle darauf, daß Sie es thun werden.« — Weißt Du was mir Vermont antwortete?«

»Weiter, ich bin begierig, seine Antwort zu hören.«

»Er antwortete mir: »Ich bin weit entfernt, Herrn Floquart um Verzeihung zu bitten; ich würde es wieder eben so machen, wenn er mich noch einmal so hochfahrend anredete. Aber wenn er sich beleidigt fühlt und Genugthuung verlangt, so haben Sie die Güte ihm zu sagen, daß ich bereit bin, ihm mit Pistolen oder Degen Rede zu stehen; er möge die Waffe wählen, welche ihm beliebt, ich stehe ihm zu Diensten.«

»Sehr gut geantwortet! . . . Der junge Vermont hat Muth, das gefällt mir.«

»So, das gefällt Dir! — So sind die Weiber, sie schwärmen für Alles, was einen chevaleresken Anstrich hat. Ein Duell wegen eines zerbrochenen Spazierstockes wäre wirklich hübsch!«

»Manche Duelle haben eine noch geringfügigere Ursache gehabt.«

»Ich brachte Floquart die Antwort meines jungen Buchhalters und suchte ihm begreiflich zu machen, daß Vermont ein Wildfang, ein Brausekopf sei und daß die ganze Sache keine weitere Erörterung verdiene. Floquart ging fort, und wie schon gesagt, seitdem kommt er viel seltener, obgleich ich ihm einen Weg über den Hof gezeigt habe, so daß er, ohne durch das Bureau zu gehen, in mein Cabinet kommen kann.«

»Und er hat nicht zu fürchten, daß ihn Vermont, mit dem er sich nicht schlagen will, schief ansehe. — Ha, ha!

Das sind die Männer, die so hochfahrend auftreten und überall Aufsehen machen wollen, und die sich feig zurückziehen, wenn ihnen ein entschlossener Mann entgegentritt. — Doch um auf unsere Landpartie zurückzukommen, Du hast noch einen Platz, wie ich glaube ...«

»Ja, für einen Herrn. Die Kosten würden dann in vier Theile gehen, das wäre bequemer, jeder würde sein Viertel bezahlen. Ich hatte Herrn Duvalloir aufgefordert, sich uns anzuschließen; ich dachte, es würde ihm angenehm sein, uns seine Besitzung zu zeigen, aber er schützte Geschäfte vor und lehnte es ab. Ich glaube, daß er sein Gut nicht mehr mag; er will nie mitgehen, wenn man ihn auffordert. — Ich weiß nicht, wen ich zu der Landpartie einladen soll ... vielleicht Nerval oder Beaupré ...«

»O, ich bitte Dich ... laß doch diese Gimpel weg! Wir haben schon genug an der Gesellschaft, die Du gewählt ...«

»Oder Grangeville?«

»Er wird unterwegs unaufhörlich Bilboquet spielen.«

»Oder Bichonneau?«

»Wenn Du seinen Antheil bezahlen willst, wird er's annehmen.«

»Nein, das will ich nicht. — Ei, wir suchen und ich dachte nicht an den Freund, der gern alle ihm vorgeschlagenen Partien mitmacht. Grébois ist unser Mann!«

Madame Bouffi macht ein verdrießliches Gesicht und erwiedert:

»Grébois? — Damit die Leute sagen, er gehe überall hin, wo wir sind, er sei mein Cicisbeo ..«

»Wer wird sich um solche Albernheiten kümmern! —

Ja, ja, Grébois soll mit. Er ist artig und gesprächig, es ist doch wenigstens Jemand da, mit dem Du Dich unterhalten kannst. Ich will ihm sogleich ein Billet schreiben, er wird die Einladung gewiß annehmen.«

Boussi verläßt seine Frau, die zu sich selbst sagt:

»Ich wußte wohl, daß er an Grébois kommen würde. Ich würde alle Anderen abgelehnt haben, aber ich würde mich wohl gehütet haben, ihn vorzuschlagen.«

Am andern Morgen gegen neun Uhr hält eine schöne Calesche vor dem Hause des Banquiers, denn bei ihm soll sich die kleine Gesellschaft versammeln. Schlag neun Uhr soll die Fahrt angetreten werden, aber um ein Viertel auf zehn ist noch Niemand da. Grébois ist der Erste; er kommt mit seinem Bedienten, der eine Kiste von weißem Holz trägt. Diese läßt der Exadvocat in den Kutschenkasten legen.

»Da ist wenigstens Grébois,« sagt Boussi.

»Habe ich mich verspätet?« fragt Grébois und verneigt sich ehrerbietig vor der schönen Hortense.

»O nein, Sie sind der Erste.«

»Es ist aber schon neun Uhr zwanzig Minuten,« sagt Boussi; »die Damen lassen immer auf sich warten.«

»Ich bin fertig, meine Herren, wie Sie sehen.«

»Und in reizender Toilette, Madame.«

»O, zu einer Landpartie kleide ich mich so einfach wie möglich.«

»Ich glaube, daß wir einen herrlichen Tag haben werden.«

»Deshalb wäre es Schade, zu spät zu fahren.«

»Ist das Dorf Montagny weit von hier?«

»Etwa zwölf Lieues, es ist mindestens drei Stunden zu fahren.«

»Welche die Pferde nicht in einem Zuge machen werden.«

»Wir halten unterwegs an, um zu frühstücken.«

»Ah! Da kommen Herr und Madame Coquelet.«

Das junge Paar, welches nicht mehr in den Flitterwochen zu sein scheint, kommt in Sommerkleidern. Coquelet sieht aus wie ein südamerikanischer Pflanzer: er trägt Rock und Beinkleider von weißem Piqué, einen Panamahut und eine schmale à la Colin geknüpfte seidene Cravate. Aber da er sehr häßlich ist und eine plumpe Haltung hat, so könnte man ihn für einen Müllerburschen halten. Madame sieht frisch und rosig aus mit ihrem Florentiner Strohhut und ihrem weißen, mit Veilchensträußchen übersäeten Kleide.

»Da sind wir ... freilich etwas verspätet,« sagt Coquelet; »es ist die Schuld meiner Frau, sie wird mit ihrem Anzuge gar nicht fertig. Wann werden die Damen sich so schnell ankleiden lernen wie die Männer!«

»Wahrscheinlich wenn sie Hosen tragen werden!« antwortet die junge Frau höhnisch, und begrüßt dann Madame Bouffi mit einem Kuß. »Nicht wahr, Madame, es ist lächerlich, zu verlangen, daß wir uns eben so schnell ankleiden sollen wie die Herren? Unser Anzug erfordert ja hundertmal mehr Sorgfalt; der Kopfputz allein nimmt viel Zeit in Anspruch. Die Männer hingegen brauchen nichts auf den Kopf zu setzen, die Natur hat ihnen den Hauptschmuck gegeben, der ihnen zukommt.«

»Sehr artig, Euphemie, fürwahr! Was sagen Sie

dazu, meine Herren?'— Du solltest Dich etwas zarter ausdrücken . . .«

»Wie so? Du solltest nicht immer falsch verstehen, dann würdest Du weniger Albernheiten sagen.«

»Die sind wahrlich nicht mehr in den Flitterwochen!« sagt Grébois leise, indem er die schöne Hortense ansieht.

»Was haben Sie in dem Päckchen, das Sie so sorgfältig unter dem Arm tragen, Coquelet?«

»O, etwas Gutes, Köstliches. Ich denke an Alles.«

»Ich wette, daß es Makronen oder gebrannte Mandeln sind,« sagt Madame Boussi.

»Nein, Verehrteste, es sind Cigarren, Prima Qualität . . . Londres, Panatellas, die allerfeinste Waare.«

»Eine für uns sehr angenehme Vorsorge!« eifert die junge Frau. »Die Herren begleiten uns, um zu rauchen; sie denken im Voraus ans Rauchen; sie fürchten, daß ihnen die Munition ausgehe. Was würden sie anfangen, wenn sie nicht rauchten, sie würden krank werden und sich an unserer Seite zu Tode langweilen. — O, der Tabak! Der Tabak! Nicht wahr, Madame, wir leben im Zeitalter des Tabaks?«

»Du mußt wissen, mein Kind, daß die Männer immer geraucht haben,« sagt Coquelet ungeduldig.

»Die Franzosen nicht; sie überließen es den Deutschen, Flamändern, Holländern. Aber heutzutage wetteifern sie mit ihnen, sie speien um die Wette. Wahrlich, ein hübscher Zeitvertreib!«

»Meine schöne Dame,« sagt der Banquier, »hat Ihnen Coquelet vor der Hochzeit gesagt, daß er nicht rauche?«

»Ich hatte ihn nicht darum gefragt. Ich glaubte, mein Mißfallen werde ihn bestimmen, das Rauchen zu unterlassen. Und in den ersten Tagen nach der Hochzeit rauchte er nicht, oder wenigstens versteckte er sich, wenn er eine Cigarre anzünden wollte. Jetzt aber thut sich Monsieur keinen Zwang mehr an, und es ist eine wahre Manie geworden: er raucht Morgens, nach Tisch, Abends ... und jetzt will er sogar im Bett rauchen!«

»Im Bett! Das ist zu viel.«

»Ich sage, es ist eine Krankheit ... man sollte sie die Pipomachie, die Fumomachie nennen, und die Aerzte sollten ein Gegenmittel erfinden wie für andere Krankheiten.«

Während dieser Strafpredigt ist Coquelet ungeduldig im Salon auf- und abgegangen, und als seine Frau schweigt, geht er auf sie zu und flüstert ihr ins Ohr:

»Je mehr Du schimpfst, desto mehr rauche ich!«

»Gut, dann weiß ich, was ich zu thun habe.«

Um diesem immer heftiger werdenden Wortwechsel der beiden jungen Gatten ein Ende zu machen, sagt Boussi:

»Wir erwarten nur noch Herrn und Madame Burgrave. Es ist drei Viertel auf Zehn, und sie hatten mir versprochen, um neun Uhr hier zu sein.«

»O, Madame Burgrave läßt immer auf sich warten!«

»Sie will sich schön machen, und dazu braucht sie viel Zeit ...«

»Und es ist verlorene Zeit!«

»Sie sind recht boshaft, meine Herren! Die Frauen verwenden ja nur Ihnen zu Gefallen so viel Sorgfalt auf ihre Toilette ...«

»Sie gefallen uns schon ohne Toilette.«

»Das läßt sich hören. Herr Grébois ist noch galant! Ich wette, daß er kein Raucher ist. — Rauchen Sie, Herr Grébois?«

»Sehr wenig, Madame.«

»Sehr wenig! Ich dachte es wohl. Ein Mann, der artig und galant gegen Damen ist, kann unmöglich ein Cigarrenanbeter sein.«

»Ah! Da sind sie! ... Da kommen sie endlich!« sagt Madame Bouffi, die am Fenster stand. »Aber was hat denn Madame Burgrave auf dem Kopfe? Ich glaube, es ist ein Blumenkorb ... es ist von schrecklichem Umfange.«

»Es wird im Wagen bequem sein.«

Das Burgrave'sche Ehepaar tritt in den Salon. Die gefühlvolle Rosalvina trägt einen gewaltig großen Strohhut mit breitem Rande und dergestalt mit Sträußen und Guirlanden überladen, daß sie einer hausirenden Blumenhändlerin gleicht. Der Hut muß sehr schwer sein, Rosalvina trieft bereits von Schweiß. Ihr Kleid ist ebenso excentrisch wie ihr Hut; ihre Crinoline hat einen ungeheuren Umfang, so daß sich mehrere Personen hinter ihr verstecken könnten. Das Erscheinen der Dame macht auf die Gesellschaft einen Eindruck, der sich keineswegs durch Bewunderung äußert, und die schöne Hortense vermag ihren Unmuth nicht zu verbergen

»Mein Gott!« sagt sie, »diese Dame wird den ganzen Rücksitz der Calesche einnehmen! Man hätte für sie allein einen Wagen bestellen sollen.«

»Guten Morgen, liebe Damen! Guten Morgen, meine Herren! ... Es wird heute heiß werden ... ich

glaube, wir haben uns etwas verspätet. Aber es ist nicht meine Schuld, ich war fertig, aber mein Mann hatte etwas vergessen, was er durchaus holen wollte . . . ich weiß nicht, was es ist.«

»Wahrscheinlich eine angenehme Ueberraschung für die Damen,« sagt der Banquier und sieht Burgrave an, der still lächelt und die Gesellschaft begrüßt.

Rosalvina tritt vor den Spiegel und sagt:

»Wir sind sehr schnell gegangen . . . es ist mir warm; ich fürchte, daß mein Kopfputz Schaden gelitten. Wie finden Sie mich, meine Damen?«

»Sie sehen prächtig aus . . . aber viel zu geputzt für eine Landpartie . . .«

»O nein . . . ein weißes Kleid, ein Strohhut: es ist ja höchst einfach.«

»Aber Ihr Hut ist mit Blumen überladen . . .«

»Ich bin eine große Blumenfreundin.«

»Gleich und gleich gesellt sich gern!« sagt Grébois mit einer höflichen Verbeugung.

»Ei, wie artig!« antwortet Madame Burgrave; »nur Herr Grébois kann so feine Anspielungen machen.«

»Jetzt in den Wagen, meine Damen, ich bitte Sie! Es ist zehn Uhr und wir haben zwölf Lieues zu machen.«

»Ja, es ist Zeit.«

»Aber vergessen Sie nichts.«

»Ach! Mein Sonnenschirm . . .«

»Ich habe den meinigen.«

»Ich habe keinen Sonnenschirm genommen,« sagt Rosalvina; »mein Hut schützt mich hinlänglich.«

»Das glaube ich wohl!« fügt Burgrave hinzu; »er ist ja größer als mein Regenschirm.«

Die Gesellschaft ist die Treppe hinuntergegangen. Als man eben in den Wagen steigen will, fragt Rosalvina:

»Wo ist denn der kleine Neffe? Ich sehe ihn nicht.«

»Oswald bleibt im Bureau, Madame; es muß Jemand meine Stelle vertreten. Es würde für meinen Neffen auch kein Platz sein; Sie werden kaum sitzen können, Ihre Crinoline hat einen bedenklichen Umfang. — Steigen Sie ein, Madame Coquelet.«

Die junge Dame nimmt einen Eckplatz ein, Madame Bouffi hat sich bereits in die andere Ecke gesetzt; aber als sich Madame Burgrave zwischen die beiden Damen setzen will, schreien diese laut auf. Rosalvinens Crinoline bedeckt sie, droht sie zu ersticken und hindert sie eine Bewegung zu machen.

»Es ist nicht möglich so zu sitzen,« seufzt Madame Coquelet.

»Die Fahrt wäre eine Marter!« sagt Hortense; »wir würden kaum athmen können.«

»Es ist wahr,« erwiedert Rosalvina, »unsere Kleider nehmen zu viel Platz ein.«

»Die Ihrigen, Madame, sollten Sie sagen.«

»Ich trage nie eine Crinoline.«

»Nun, meine Damen, ich will aufstehen. Ich kann recht gut rückwärts fahren, ich will mich zwischen die beiden Herren setzen. Nehmen Sie einen von ihnen zwischen sich, den schmalsten . . .«

»Das ist Herr Coquelet. Kommen Sie zu uns, Herr Coquelet.«

»Madame, es würde mir große Freude machen; aber ich will lieber neben dem Kutscher sitzen, um unterwegs rauchen zu können.«

»Abscheulich! Sehen Sie wohl, meine Damen, er kann das Rauchen nicht lassen.«

»Nun, lassen Sie ihn nur bei dem Kutscher sitzen,« sagt Bouffi; »der schmalste ist jetzt Grébois. — Kommen Sie, Grébois, setzen Sie sich zwischen die Damen.«

»Dieser Platz ist beneidenswerth,« erwiedert der Exadvocat mit verbindlichem Lächeln; »ich schätze mich glücklich, wenn mich die Damen dessen nicht unwürdig finden.«

»Jetzt, meine Herren,« sagt Rosalvina, »müssen wir Drei unsere Plätze einnehmen.«

»Setzen Sie sich zuerst, Madame.«

»Nein, Sie würden sich dann auf mein Kleid setzen und es zerknittern. Nehmen Sie Ihre Eckplätze ein, ich setze mich nachher und mein Kleid wird sich leicht über Sie ausbreiten.«

Die beiden Herren machen ein langes Gesicht und setzen sich; aber ihr Gesicht wird noch viel länger, als die umfangreiche Blondine, indem sie zwischen ihnen niedersinkt, sie bis an den Bart mit einer Wolke von Mousselin und Stahlreifen bedeckt. Der Gemal sagt nichts, Bouffi hingegen murrt:

»Das ist sehr unbequem!«

Der Wagen fährt ab. Das Wetter ist herrlich, aber sehr warm. Die Damen Bouffi und Coquelet spannen ihre Sonnenschirme auf; Grébois befindet sich darunter im Schatten, er scheint mit seiner Position sehr zufrieden, ob-

gleich er ziemlich fest zwischen den beiden Damen eingezwängt ist.

Auch die Herren gegenüber werden durch Rosalvinens Hut, der einen Sonnenschirm an Umfang übertrifft, ziemlich gut beschattet. Von dieser Dame sieht man nur die Nasenspitze, aber Niemand beklagt sich darüber.

Im Anfange der Fahrt ist die Gesellschaft ziemlich schweigsam. Man sieht die Gegend an und sucht sich's einigermaßen bequem zu machen. Coquelet raucht und ruft oft in den Wagen:

»Ich sitze hier viel besser als Sie: ich bin nicht eingezwängt und kann rauchen.«

»Jeder hat seinen Geschmack,« erwiedert Grébois; »ich würde nicht mit Ihnen tauschen.«

»Ich möchte ihm meinen Platz schon abtreten,« denkt Bouffi.

»Welchen Weg nehmen wir?«

»Ich weiß es nicht genau, aber der Kutscher weiß es. — Wir kommen nach Morfontaine, nicht wahr, Kutscher?«

»Ja wohl, Herr, und dann halten wir zu Vauderland an. Es sind fünf Lieues von Paris; ich füttere dort die Pferde.«

»Und wir frühstücken.«

»Ja, ja . . . wir frühstücken!«

»Haben Sie schon Hunger, Herr Burgrave?«

»Ja, ich fühle bereits meinen Magen.«

»Meine Herren, glauben Sie, daß wir in Vauderland frühstücken können?«

»Ja, Madame, man kann überall frühstücken.«

»Aber nicht überall gut.«

»Kutscher, ist Vauderland eine Stadt?«

»Nein, Madame, ein kleines Dorf.«

»Ein kleines Dorf! Hören Sie wohl . . . es ist bedenklich.«

»Kutscher, kann man in Vauderland frühstücken?«

»O ja, Herr, es ist dort ein Wirthshaus, wo alle Fuhrleute einkehren.«

»Eine schöne Aussicht!« seufzt Madame Coquelet; »wir hätten uns in Paris mit Proviant versehen sollen.«

»Ja, es wäre vielleicht gut gewesen.«

»Mein Mann hat nur Cigarren mitgenommen!«

»Und Du, Ernest?« fragt Rosalvina ihren Gemal, »was hast Du denn geholt, als wir schon auf der Treppe waren?«

Burgrave zieht ein Papier aus der Tasche; er macht es auf und zeigt einige Stück Kreide, wie man sie in jedem Billardzimmer findet. Er zeigt sie der Gesellschaft und fügt erklärend hinzu:

»Ich dachte, wir würden drüben keine finden.«

»Was wollen Sie denn mit der Kreide machen?«

»Madame, wenn man Billard spielt, so bestreicht man die Spitze der Queue mit Kreide; der Stoß ist dann sicherer.«

»Sehr schön, in der That! Einer nimmt Cigarren mit, der Andere denkt nur ans Billardspiel. Die Männer denken nur an sich, keiner hat an uns gedacht. O, die Männer! — Herr Bouffi, Sie haben gewiß auch etwas zu Ihrem Gebrauch mitgenommen?«

»Ich, meine Damen . . . nun ja, ich habe mein Notizbuch mitgenommen, sonst nichts.«

»Gedenken Sie denn in Montagny Geschäfte zu machen?«

»Man kann's nicht wissen, meine Damen, man muß immer ein Notizbuch bei sich haben.«

»Mein Gott, wie heiß ist es!« seufzt Madame Burgrave und wischt sich mit dem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn.

»Dein Hut erdrückt Dich, Rosa; ich habe Dir's vorhergesagt, daß Du darunter ersticken würdest.«

»Wenn Du mich noch einmal Rosa nennst, so kneife ich Dich, daß Du schreiest!«

»Madame,« sagt Hortense, »wenn Sie einige Blumenkränze von Ihrem Hut nähmen, so würde er leichter werden und nicht so tief auf die Augen fallen . . .«

»Es würden immer noch genug Blumen darauf bleiben,« murrt Burgrave und sucht ein Bein unter den Gewändern seiner Frau loszumachen.

»Nein, Madame, ich nehme nichts von meinem Hute. Es würde mir leid thun, er ist so hübsch mit den Blumen. Uebrigens bringt mich nicht der Hut in Schweiß, sondern die Hitze, die Sonne . . .«

»Mir ist nicht zu warm,« sagt Madame Coquelet. »Herr Grébois, rücken Sie doch näher, Sie fürchten mich zu belästigen . . . ich habe viel Platz . . . Sie sitzen schlecht.«

Grébois schmiegte sich lieber an Madame Bouffi, die sich nicht darüber beklagte. Er rückt indeß etwas zurück und erwiedert:

»Ich sitze sehr gut, meine Damen. Ich möchte hundert Meilen so fahren.«

»O, ich nicht!« sagt Rosalvina und hält ihren Hut-

rand, der ihr auf die Nase fällt. »Meine Herren, sind wir bald am Ziel?«

»Madame, wir sind noch nicht einmal in Bourget.«

»Wie langweilig der Weg ist! Keine Felsen, keine Wasserfälle, keine Schluchten!«

»Diese Artikel gehören in der Umgegend von Paris zu den Seltenheiten. Dies ist eine sogenannte schöne Fahrt. Aber ich bin Ihrer Meinung, Madame; ich finde nichts langweiliger, als die schnurgeraden, einförmigen, mit Bäumen bepflanzten Landstraßen, auf denen man stundenlang fährt, ohne zu sehen, ob man weiter kommt. Da sind mir die Eisenbahnen lieber, weil man den Weg nicht sieht.«

»O Gott! wie heiß! Ernest, hast Du erfrischende Bonbons mitgenommen?«

Burgrave reicht ihr das Papier mit den Kreidestückchen.

»Dies ist Alles, was ich mitgenommen habe,« erwiedert er.

Rosalvina schlägt ihn so heftig auf die Hand, daß das ganze Queuebestreichungsmaterial in den Wagen fällt. Der arme Mann gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Kreidestückchen unter seiner Frau wieder hervorzuholen, aber es gelingt ihm nicht. Grébois tröstet ihn mit den Worten:

»Beruhigen Sie sich, wir werden sie schon finden, wenn die Damen ausgestiegen sind.«

Neuntes Capitel.

Das ländliche Frühstück.

»Da sind wir in Vauderland!« ruft endlich der Kutscher.

»Gott sei Dank! . . . Halten Sie vor dem besten Gasthofe.«

»Es ist nur einer im Dorfe, Sie haben keine Auswahl.«

Die Calesche hält vor einem großen, zweistöckigen Hause. Ein großer Thorweg eröffnet die Aussicht in einen geräumigen, aber mit Mist, Holz und Schutt angefüllten Hof. An Pfützen fehlt es auch nicht, und eine Armee von Hühnern, Gänsen und Enten ist über den ganzen Raum zerstreut.

»Ach, mein Gott! hier sollen wir aussteigen!« ruft die schöne Hortense, in den Hof schauend. »Das ist ja entsetzlich, wir können nicht gehen . . .«

»Wir lassen unsere Schuhe stecken!«

»Beruhigen Sie sich, meine Damen, Sie werden nicht durch den Hof gehen. Vor Allem müssen wir aussteigen.«

»Ja wohl, das Auspacken ist die Hauptsache,« sagt Coquelet, der schon am Wagen steht und raucht.

»Auspacken!« erwiedert die junge Frau höhnisch. »Wahrlich sehr galant! Mein Mann scheint uns für Packete zu halten.«

Grébois ist bereits ausgestiegen und reicht seinen beiden Nachbarinnen die Hand. Madame Burgrave hat sich

noch nicht gerührt, obgleich ihre beiden Nachbarn ihr zurufen:

»Ist's gefällig, Madame? Wir können erst nach Ihnen aussteigen, denn Sie halten uns gefangen.«

»Nur eine Minute, meine Herren! Sie haben's ja sehr eilig ... Ich kann meine Beine kaum rühren, sie sind wie zusammengeleimt.«

»Ach Gott! wenn sie nicht wieder aus dem Leim gingen ... Das wäre fatal!«

»Pah! da bin ich ... Wer hilft mir aus dem Wagen? ... Ah, Herr Grébois ... er ist immer galant.«

Und zum Lohn für seine Artigkeit sinkt Rosalvina mit so zwangloser Hingebung in die Arme des Exadvocaten, daß dieser rücklings zu Boden gefallen wäre, wenn nicht glücklicherweise der Wirth hinter ihm gestanden und einen Schutzwall gebildet hätte.

»Oho! Das hätte gefährlich werden können!«

Die Gesellschaft tritt in ein großes, mit Tischen und Holzbänken besetztes Gastzimmer, in welchem bereits einige Fuhrleute sitzen und trinken.

»Ich hoffe doch, daß wir nicht hier bleiben werden!« sagt Madame Bouffi, welche den Zechern einen höhnischen Seitenblick zuwirft.

»Fürchten Sie nichts, meine Damen. — Herr Wirth, wir möchten frühstücken; aber wo sollen wir Platz nehmen?«

»Wenn die Herren und Damen hier Platz nehmen wollen, so wird der Tisch sogleich gedeckt werden.«

»Nein, wir wollen ein Zimmer für uns allein.«

»Dann belieben Sie sich in den ersten Stock zu be-

mühen; Sie werden dort bequemer, Sie werden wie zu Hause sein.«

»Hören Sie wohl, meine Damen? Wir gehen hinauf, dort sind wir wie zu Hause.«

Die Gesellschaft geht auf die im Hintergrunde der Hausflur befindliche Treppe zu. Die Fuhrleute machen ihre Bemerkungen über die vorbeigehenden Damen und zwar so laut, daß sie von den Parisern verstanden werden.

»Sapperlot! das ist etwas Vornehmes! Die fährt nur im Cabriolet,« sagt einer, als die Banquiersfrau vorübergeht. — Ein anderer, der sein Augenmerk auf Madame Coquelet gerichtet hat, fügt hinzu:

»Ein sauberes Weibchen! Die möcht' ich in meinem Bett lieber finden als einen Floh.«

Und als Madame Burgrave auf die Stubenthür zuschreitet, sagt eine heisere Stimme:

»Schaut den Blumenstrauß auf dem Hut! Es ist die Mutter der Gesellschaft, sie nimmt alle ihre Kinder unter den Hut.«

Das Zimmer im ersten Stock ist der Gaststube sehr ähnlich, nur daß Stühle statt der Bänke da sind und an einer Wand ein großes Himmelbett steht.

»Hier ist's auch sehr häßlich,« sagt Hortense.

»Nun, auf dem Lande muß man's nicht so genau nehmen, meine Damen; wir bleiben ja hier auch nur zum Frühstück.«

»Das ist ein Glück. Der Fußboden ist schmutzig, der Plafond von Balken durchzogen. Abscheulich! Und der Wirth sagt, wir würden hier wie zu Hause sein! Ein schöner Vergleich!«

»Er meinte, meine Damen, Sie könnten hier thun, was Ihnen beliebt.«

»Und wozu ist das Bett hier?« sagt Madame Coquelet.

»Weißt Du denn nicht wozu ein Bett dient?« erwiedert Coquelet lachend.

»Ich weiß wohl, daß es zum Schlafen dient; aber wir wollen hier nicht schlafen, sondern frühstücken.«

»Ich möchte wohl wissen,« sagt Rosalvina, »was die Leute, die unten zechten, gesagt haben, als wir fortgingen; wenn ich nicht irre, verglichen Sie mich mit einem Floh . . .«

»Ganz recht, Madame,« fügt Grébois hinzu; »die Leute sagten, Sie hätten die Leichtigkeit des Springens.«

»Nun, für Fuhrleute ist es recht artig.«

Der Wirth erscheint mit einer Magd und deckt den Tisch mit einem weißen Tuch und plumpen Steinguttellern.

»Herr Wirth, wir haben Hunger; was können wir so schnell wie möglich zum Frühstück haben?«

»Fertig habe ich Ragout von Kaninchen . . .«

»O nein, keine Kaninchen!« rufen die Damen.

»Es ist mir unmöglich, davon zu essen.«

»Es sind oft Katzen in der Sauce.«

»Meine Damen, ich will Ihnen den Kopf bringen...«

»O pfui! nein, keine Kaninchen.«

»Dann habe ich Speck. Das Kraut ist erst in einer Stunde fertig.«

»Haben Sie keine Coteletten?«

»Nein, der Fleischer schlachtet erst morgen.«

»Oder Geflügel? Ihr Hof ist ja ganz voll.«

»O ja, man kann einige Stück schlachten, aber es wird lange dauern.«

»Herr Wirth,« sagt Grébois, »machen Sie uns nur einige gute Omelette. Ich hoffe, daß es mit dem, was wir haben, genügen wird.«

»Mit dem, was wir haben?« wiederholt die Gesellschaft; »wir haben ja nichts.«

»Meine Damen, ich habe wohl gedacht, daß es so kommen würde und habe mir daher die Erlaubniß genommen, meine Vorkehrungen zu treffen. Herr Coquelet, kommen Sie gefälligst mit mir, wir wollen ein Kistchen holen, das ich in den Wagen gelegt habe.«

»Sehr gern, ich gehe mit Ihnen.«

»Er hat kalte Küche mitgenommen! — Herr Grébois ist doch ein artiger Mann!«

»Sie müssen gestehen, meine Herren, daß er wenigstens nicht ausschließlich an sich gedacht hat.«

»Nun, der Tisch ist gedeckt,« sagt der Wirth. »Der Wein wird sogleich kommen. Unterdessen, meine Herren und Damen, thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.«

»Er ist unausstehlich mit seinem: zu Hause! Was sollen wir denn thun?«

Die Kiste wird von Grébois und Coquelet herbeigeschleppt. Man nimmt eine prächtige Pastete, einen Hummer, kaltes Geflügel, eine Lyoner Wurst, eine Flasche Madeira und zwei Flaschen Champagner heraus.

Jeder in Evidenz gesetzte Gegenstand wird mit allgemeinem Jubel begrüßt, und zum Schlusse läßt man Grébois hoch leben.

Madame Burgrave setzt in der Freude ihres Herzens sogar hinzu:

»Kommen Sie und küssen Sie mich . . . Sie haben's verdient!«

Diese ihm zugedachte Belohnung scheint Grébois mit einem gelinden Schrecken zu erfüllen; er entschließt sich indeß, seinen Kopf unter den großen Hut zu schieben, aber er zieht schnell wieder zurück.

Der Anblick des mitgebrachten Proviants macht die ganze Gesellschaft heiter. Man setzt sich vergnügt zu Tische. Madame Burgrave nimmt ihren Hut ab, um bequemer zu frühstücken, und reicht ihn ihrem Eheherrn.

»Ernest,« sagt sie, »trage meinen Hut auf's Bett; lege ihn aber vorsichtig nieder.«

Burgrave nimmt den Strohhut, den er wie eine Schüssel mit Rührei trägt.

»Er ist sehr schwer,« sagt er kopfschüttelnd, »ich möchte ihn nicht auf dem Kopfe haben.«

»Ach, ich sehe gewiß recht zerzaust aus. Meine Haare sind ganz in Unordnung. Und kein Spiegel im Zimmer, es ist unbegreiflich!«

»Madame Burgrave, essen Sie doch lieber, statt einen Spiegel zu suchen. — Wir attakiren zuerst den Hummer. Herr Wirth, bringen Sie Essig und Oel, wenn's möglich ist.«

»Einstweilen können wir ja die Pastete anschneiden.«

»Es ist eine Geflügelpastete. Grébois weiß was gut schmeckt.«

»Sie ist köstlich. — Jetzt wollen wir den Landwein kosten.«

»Brrrrr! schnöder Krätzer. Wir hätten ihn zum Hummersalat brauchen können.«

Der Wirth kommt mit der Oelflasche; er betrachtet staunend die auf dem Tische stehenden Speisen.

»O, o!« sagt er, »das ist etwas Absonderliches.«

»Sie sehen, Herr Wirth, wir machen's wie zu Hause. Aber könnten Sie uns nicht einen bessern Wein geben? Haben Sie keinen andern?«

»O ja, ich habe einen alten, der eigentlich nur für gute Freunde bestimmt ist; aber er kostet dreißig Sous ...«

»Wir markten nicht; bringen Sie uns von dem alten.«

»Sogleich. Und die Omelette schicke ich auch herauf. Nehmen Sie nicht auch einen italienischen Salat dazu?«

»Ja, bringen Sie uns Salat; aber zuerst den Wein.«

»Zu dienen . . .«

Der Wirth geht hinunter. — Rosalvina eilt ihm nach und hält ihn auf.

»Herr Wirth, es fehlt uns hier ein sehr nothwendiger Gegenstand, den die Damen nicht entbehren können und den man in jedem Schlafzimmer finden sollte ...«

»Ich weiß schon, meine liebe Dame, ich weiß, was Sie meinen. Ist denn keiner unter dem Bette?«

»Unter dem Bette! was meinen Sie denn, was ich wünsche?«

»Nun, einen Nachttopf, was denn sonst?«

»O, wie abscheulich, welche unzarte Vermuthung! ... Nein, ich wünsche einen Spiegel, um meinen Kopfputz zu ordnen.«

»Ja so, einen Spiegel wünschen Sie! . . . Jeannette soll Ihnen einen mit der Omelette bringen.«

Madame setzt sich wieder an den Tisch, wo die Gesellschaft über das Mißverständniß lacht. Der Wirth bringt seinen »alten Wein«, den man eben so schlecht findet wie den ersten; aber dafür ist die Pastete köstlich, das Geflügel sehr zart, der Hummer ganz frisch und die Würste schmackhaft. Man entschließt sich, alle diese Delicatessen mit Champagner und Madeira anzufeuchten.

»Aber es wird für das Diner nichts übrig bleiben,« sagt Hortense.

»Vor Allem wollen wir gut frühstücken,« erwiedert der Banquier. »Das Uebrige findet sich; vielleicht finden wir zu Montagny ein gutbestelltes Gasthaus. Und nöthigenfalls fahren wir nach Ermenonville, wo man recht gut speist.«

»Sie haben vollkommen Recht,« fügt Coquelet hinzu; »wir wollen uns Speise und Trank wohl schmecken lassen. Herr Grébois soll leben!«

»Meine Herren . . . vor Allen die Damen!«

»Das läßt sich hören. Daran erkenne ich den galanten Mann.«

Die Magd bringt die Omelette und einen Spiegel. Rosalvina ist sehr erfreut und steht auf, um sich des Spiegels zu bemächtigen. Während sie ihr Haar ordnet, sagt Boussi zu Burgrave:

»Sollen wir uns im Wagen wieder unter den Kleidern Ihrer Frau verkriechen? Ich muß gestehen, daß diese Aussicht eben nicht anlockend für mich ist.«

»Für mich auch nicht. Aber was ist zu thun?«

»Wenn die umfangreichen Kleider wenigstens zusammengedrückt werden könnten! Aber die verwünschte Crino-

line treibt sie immer wieder aus einander. Wenn man sich hintenauf setzen kann, so ziehe ich es dieser Verpackung vor. Und dazu der große Hut, dessen Rand beständig mein Gesicht streift.«

»Ja, der Hut meiner Frau ist etwas zu groß, ich habe es ihr gesagt; sie erstickt fast darunter, aber sie will mich nicht anhören.«

Das Frühstück ist beendet, es ist nur ein Stückchen Pastete und Wurst übriggeblieben. Diese Ueberreste werden wieder in die Kiste gelegt. Der Kutscher hat bereits Befehl erhalten, einzuspannen. Coquelet ist hinuntergegangen und raucht vor dem Hause. Madame Bouffi und die junge Euphrasia dehnen ihren Spaziergang etwas weiter aus und nehmen das eben nicht schöne Dorf Vauderland in Augenschein. Madame Burgrave hat noch mit ihrem Hut zu thun, obgleich ihr Mann von der Straße hinaufruft:

»Wir fahren ab, Rosa . . . Rosabellina! Komm' doch herunter!«

»Nur noch eine Minute . . . man wird mir doch Zeit lassen, den Hut aufzusetzen!«

Der Banquier untersuchte den Wagen; man konnte hinten nur stehen, und diese Art zu fahren wollte ihm nicht zusagen. Er sann auf ein Mittel, die Fahrt fortzusetzen, ohne sich wieder unter Rosalvinens Crinoline zu begeben. Während er sich umsieht, bemerkt er an einem Fenster eine alte Bürste von Heidekraut, die bereits außer Dienst zu sein scheint. Er nimmt sie, zeigt sie dem Wirth und sagt zu ihm:

»Setzen Sie das mit auf die Rechnung.«

»O, es ist nicht der Mühe werth; wenn Sie es brauchen können, so nehmen Sie es nur. Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.«

Bouffi steckt die Bürste in seinen Paletot. Die Gesellschaft steigt wieder ein und nimmt in der vorigen Ordnung Platz. Coquelet sitzt schon auf dem Bock. Rosalvina setzt sich erst nach ihren beiden Nachbarn, über welche sie wieder ihre Kleiderwolke ausbreitet. Der Wagen fährt ab; aber nach einigen Minuten zuckt Madame Burgrave und schreit:

»Ei! Was sticht mich denn?«

»Haben Sie sich gestochen, Madame?«

»Ich nicht . . . aber ich fühlte unter meiner . . . unter meinem . . . Au weh! Schon wieder! . . . So kann ich nicht sitzen bleiben, es ist entsetzlich!«

»Erlauben Sie, daß ich aufstehe, Madame,« sagt Bouffi; »ich will suchen, was Sie belästigt.«

Er versteckt schnell die Bürste, steht auf und setzt sich auf die Kleider, die er ganz breit drückt.

»Ich habe nichts gefunden,« versichert er.

»Aber Sie sitzen jetzt auf meinem Kleide . . .«

»Nun, da ich einmal darauf sitze, will ich auch bleiben. Es ist jetzt alleseins, das Kleid ist zerdrückt. Jetzt sitzen Sie besser, Sie sehen, daß Sie nichts mehr sticht.«

Rosalvina rührt sich nicht. Bald wird die Gegend malerischer; in der Nähe von Morfontaine findet man Felsen, wirkliche, natürliche Felsen. Die Damen sind entzückt, sie bewundern die Landschaft, und Bouffi benützt einen Moment, wo sich Alle an einer herrlichen Aussicht weiden, um die Heidekrautbürste über Bord zu werfen.

Zehntes Capitel.

Die Klatschrosenwiese.

Jenseits Ermenonville erkundigt sich der Kutscher nach dem Wege zum Dorfe Montagny; man zeigt ihm einen sehr schlechten Weg mit tiefen Geleisen, in welche die Räder der Calesche einsinken. Das Rütteln und Stoßen entlockt den Damen jedesmal einen Schrei des Schreckens, den Herren ein lautes Gelächter.

»Ein abscheulicher Weg! Wir werden umwerfen!« sagt Rosalvina.

»Wenn man diesen Weg nehmen muß,« sagt Madame Coquelet, »so wird Herr Duvalloir nicht leicht einen Käufer für sein Landhaus finden.«

»Es muß noch ein anderer Weg dahin führen; der Bauer wird uns nicht den rechten gezeigt haben.«

»Er wird's absichtlich gethan haben,« meint Grébois. »Die Bauern sind boshaft, und zumal den Parisern spielen sie gern einen Streich.«

»Warum denn?«

»Das wissen sie selbst nicht. Weil es Naturmenschen und wir civilisirt sind. Die Erziehung lehrt uns Höflichkeit, rohe Menschen werden durch das Landleben nicht gebessert. Aber es gibt überall Ausnahmen. Dort ist ein Landmann, der ein gutmüthiges Gesicht hat, wir wollen ihn fragen. — Kutscher, halten Sie einmal.«

»Heda! Guter Freund ... wir wollen nach Montagny; sind wir auf dem rechten Wege?«

»Auf dem Wege sind Sie wohl, aber nicht auf dem rechten. Für Ihre Kutsche ist dieser Weg nicht gemacht.«

»Führt denn ein anderer Weg von Ermenonville dahin?«

»O ja, eine schöne, halbgepflasterte Straße.«

»Sehen Sie wohl, der erste Bauer hat uns irregeführt.«

»Wenn Sie ihn um den kürzesten Weg gefragt haben, so hat er Sie nicht irregeführt; dieser Weg ist der nächste, aber man muß zu Fuß gehen, nicht fahren.«

»Ich glaube, daß wir wirklich um den kürzesten Weg gefragt haben.«

»Was ist jetzt zu thun?«

»Jetzt fahren Sie nur weiter, Sie haben ja schon mehr als die Hälfte gemacht. Fahren Sie langsam, hinter dem kleinen Walde dort wird der Weg besser. Dann wenden Sie sich links, und bald sehen Sie die Klatschrosenwiese vor sich.«

»Schönen Dank, Freund. — Weiter, Kutscher, aber vorsichtig.«

»Die Klatschrosenwiese!« sagt Madame Bouffi, »das ist die Besitzung, von der uns dein Neffe erzählte, nicht wahr?«

»Ja, sie liegt neben Duvalloir's Landhause.«

»Ach Gott! Wir werfen um. Kutscher, nehmen Sie sich in Acht!«

Rosalvina fürchtet sich so sehr, daß sie gar nicht mehr an ihr Kleid denkt, sie wirft sich bald auf ihren Mann,

bald auf den Banquier; zuweilen fällt sie sogar vorwärts und Grébois, der sie in seinen Armen auffängt, muß sie wie einen Waarenballen auf ihren Platz zurückwerfen.

»Ist die Wiese zu verkaufen?« fragt Coquelet.

»Nein, nein,« antwortet Bouffi; »aber es soll eine sehr hübsche Besitzung sein.«

»Es ist also ein Haus dabei?«

»Ja, ein Haus und ein Garten.«

»Ach Gott! Wir werfen um . . .«

»Nein, Madame, wir werfen nicht um. Beruhigen Sie sich,« erwiedert Grébois, der Rosalvina auf ihrem Platz festzuhalten sucht. »Wir sind bald in dem Wäldchen, wo der Weg besser werden soll.«

»O, an diese Landpartie werde ich denken!«

Der Kutscher verläßt endlich die Straße mit den ausgefahrenen Geleisen. Er wendet sich links, fährt auf einem steinigen, durch das Wäldchen führenden Wege sanft bergan; nach fünf Minuten wird der Weg breiter und man hat eine herrliche Aussicht.

Links Haselnußgebüsch und schlanke Pappeln; weiterhin wohlbebaute Felder und ein silberglänzender Fluß, der sich durch ein mit Fabriken besetztes Thal schlängelt. Rechts ein hübsches Dorf und elegante Landhäuser, theils im italienischen, theils im Rococostyl erbaut, und gerade aus eine etwa zwanzig Morgen große Wiese, die ein längliches Viereck bildet und ganz mit Klee, Luzern und Thymian bedeckt ist. Ueber diesen frischgrünen Teppich verbreiten die zahllosen rothen Klatschrosen einen blendenden Schimmer, während die üppig wachsenden Kräuter einen würzigen Duft ausathmen.

Hier und da stehen einige Haselnuß- und Hollunderbüsche und einzelne Bäume auf der Wiese, über welche ein schmaler Fußweg führt. Rechts von der Wiese sieht man ein hübsches einfaches Haus mit Nebengebäuden. Etwas weiterhin beginnt eine Mauer, die einen Park einschließt; dies ist die Besitzung Duvalloir's. Zwischen dieser Mauer und der Wiese ist ein Fahrweg, der an dem hübschen Hause vorüber ins Dorf führt.

Die Damen sind entzückt.

»Es ist reizend, wunderschön!«

»O, wie roth die Wiese ist! Es wachsen wohl viele Erdbeeren darauf?« sagt Rosalvina.

»Nein, Madame, es sind Klatschrosen, welche der Besitzung den Namen gegeben haben.«

»Klatschrosen! ich will mir einen Strauß pflücken. Steigen wir aus, meine Damen.«

»Sehr gern, wir sind lange genug im Wagen gewesen, es wird ein Vergnügen sein, über die schöne Wiese zu gehen.«

»Wir sind ja fast schon am Ziel, meine Damen. Nach den Mittheilungen, die man mir gemacht, muß jene Mauer, welche Sie dort rechts sehen, den Park Duvalloir's einschließen. Das Haus ist wahrscheinlich hinter demselben oder weiterhin.«

»Da ist ein sehr hübsches Haus im Vordergrunde.«

»Ja, es ist nicht übel; es muß das Haus des Eigenthümers dieser Wiese sein.«

»Woher wissen Sie denn das, Bouffi?«

»Ich habe Erkundigungen über den Ort eingezogen.«

Man ist aus dem Wagen gestiegen, und während

die Calesche auf dem an der Mauer vorbeiführenden Wege weiterfährt, geht die Gesellschaft über die Wiese. Die Männer bleiben auf dem Fußpfade, aber die Damen laufen tändelnd rechts und links und pflücken Klatschrosen, ohne auf die Mahnung des Banquiers zu hören:

»Meine Damen, Sie sollten auf dem Fußpfade bleiben. Es ist verboten, auf dem Klee zu gehen; Sie verursachen dem Eigenthümer einen Schaden . . .«

»Lassen Sie uns doch in Ruhe!«

»Herr Bouffi spricht gerade, als ob er der Eigenthümer der Wiese wäre!«

»Meine Damen, ich bin immer für Beobachtung der Verordnungen.«

»Wir wollen laufen, uns unterhalten, darum sind wir auf's Land gegangen.«

»Ja, ja,« sagt Madame Burgrave; »wir wollen uns herumtummeln und spielen. O, ich fühle mich leicht wie eine Feder.«

Rosalvina hüpft und läuft über die Wiese, aber bald verwickeln sich ihre Füße in ihrem Kleide, welches am Grase hängen bleibt, und sie fällt in den Klee, so daß ihr Kopf unter der Wolke von Musselin verschwindet.

»Ha! Die schönen Klatschrosen!« sagt Coquelet lachend.

»Siehe da! meine Frau ist gefallen. Mit ihrer Crinoline konnte es nicht fehlen,« sagt Burgrave, ohne schneller zu gehen.

Zum Glück war die schöne Hortense nicht weit von Rosalvina entfernt; sie eilt zu ihr, um die Crinoline wieder in die normale Verfassung zu bringen und die Gefallene aufzurichten.

»Hat man mich fallen geseheu?« fragt die letztere aufstehend.

»Ich glaube nicht, Sie waren zu weit entfernt.«

»O ja,« entgegnet Euphrasia lachend, »Sie sahen recht sonderbar aus, als Sie im Klee lagen.«

»Im Grunde liegt mir wenig daran . . . aber mein Hut, mein schöner Hut! Sehen Sie nur, wie ich ihn zerdrückt habe. Zwei Kränze sind losgegangen . . . und die Blumen ganz zerknittert!«

»Madame, Sie sollten die Blumen nicht wieder aufstecken, es sind deren noch genug auf dem Hut.«

»Sie haben doch keinen Schaden genommen, Madame?« fragt Grébois, indem er sich der dicken Dame nähert.

»O nein, durchaus nicht,« erwiedert sie.

»Ich glaubte, sie würde antworten: im Gegentheil,« lacht Coquelet, der eine frische Cigarre anzündet, während Rosalvina einen zärtlichen Blick auf den Exadvocaten wirft, als ob sie den Eindruck, den ihr Fall auf ihn gemacht, beobachten wollte.

Bald bemerkt man hinter der Parkmauer ein sehr schönes Haus, und auf beiden Seiten prächtige Sykomoren, welche sich mit ihrem jungen Laube malerisch um die Villa gruppiren.

»Sie sehen, wir sind zur Stelle. Da ist die Besitzung Duvalloir's, das Sykomorenhaus. Es scheint sehr schön zu sein.«

»Wo sind denn die Sykomoren?« fragt Rosalvina.

»Madame, es sind die schönen Bäume, welche Sie auf beiden Seiten des Hauses sehen.«

»So! Das sind Sykomoren! Ich glaubte, es wären Eichen.«

»Die Eichen sind noch nicht so grün, am ersten Juni sind sie noch nicht vollständig belaubt.«

»In der Mauer ist eine kleine Pforte; warum klopfen Sie nicht an?«

»Ich glaube, daß es schicklicher ist, bis zum Hause zu gehen und durch das Hauptthor einzutreten; hier würde man uns auch wohl nicht einlassen.«

»O, ich will sehen!«

Madame Burgrave, welche einmal die wilde Hummel spielen zu wollen scheint, eilt zu der kleinen Pforte.

»Ich glaube, sie möchte gern noch einmal zu Fall kommen,« sagt Euphrasia, ihr nachschauend.

»Die Herren haben aber nicht Dacapo gerufen,« erwiedert die schöne Hortense höhnisch.

»O nein, nicht Dacapo!« sagt Coquelet. »Da klopft sie an die Pforte; sie will uns offenbar als Schüler auf einer Ferienreise einführen. Ich werde ihr eine Partie Aufhockespiel vorschlagen, ich wette, daß sie es annehmen wird.«

Madame Burgrave schlägt vergebens mit den Fäusten an die Pforte, es erscheint Niemand.

»Sie sehen, Madame, daß ich Recht hatte,« sagt Bouffi; »der Gärtner wird nahe beim Hause sein. Nur Geduld, wir sind bald dort.«

»Wenn aber Niemand im Hause ist?«

»Beruhigen Sie sich. Duvalloir versichert, daß der Gärtner und seine Frau immer da sind, und überdies hat

er ihnen geschrieben, um sie auf unsern Besuch vorzubereiten.«

Man kommt bald an ein schönes Gitterthor, von welchem das Haus durch einen großen Rasenplatz getrennt ist. Das Haus hat sieben Fenster Front, ein Erdgeschoß, einen ersten Stock und darüber eine schöne Terrasse, welche mit hübschen Topfgewächsen besetzt ist.

»Es sieht sehr stattlich aus,« sagt Grébois.

»Für ein Landhaus muß es viel zu groß sein,« fügt der Banquier hinzu.

Man zieht die Glocke am Gitterthor und sogleich erscheint ein noch junger Mann in einer Jacke, mit einem Rechen in der Hand, und läßt die Gesellschaft mit tiefen Bücklingen ein.

»Dies ist doch das Sykomorenhaus, die Besitzung des Herrn Duvalloir?« fragt der Banquier.

»Zu dienen.«

»Wir wünschen die Besitzung zu sehen.«

»Treten Sie ein, meine Herren und Damen. Ich habe Sie schon seit diesem Morgen erwartet, ich dachte, Sie würden früher kommen.«

»So! Herr Duvalloir hat Ihnen also geschrieben?«

»Ja wohl; Ihr Frühstück wartet schon lange.«

»Unser Frühstück! Haben Sie uns denn ein Frühstück gemacht?«

»Ja, auf Befehl unsers Herrn. Und ein Diner bekommen Sie auch ... es ist hier für Alles gesorgt.«

»Sie werden gestehen, meine Damen, daß Herr Duvalloir sehr artig ist; er hat für Frühstück und Diner gesorgt.«

»Ja, es ist sehr artig von ihm; er hat gedacht, daß wir im Dorfe vielleicht nichts zu essen bekommen würden.«

»In der Ferne ist er ungemein liebenswürdig,« sagt Madame Burgrave, »wenn er keine unschicklichen Fragen thut.«

»Es ist gut, daß wir zu Vauderland fast Alles gegessen haben, was Herr Grébois mitgebracht hatte.«

»Wenn die Herren und Damen mir folgen wollen, so werde ich Sie sogleich in den Speisesaal führen . . . und meiner Frau sagen, daß sie aufträgt.«

»Mein Freund, wir haben bereits in Vauderland gefrühstückt, folglich haben wir keinen Appetit mehr.«

»Sie haben schon gefrühstückt! Das ist recht schade. Und Sie wollen nicht noch einmal . . . «

»Nein, nein. Es ist nicht möglich. Aber später wollen wir speisen und es uns wohl schmecken lassen.«

»Zu welcher Stunde?«

»Fragen Sie die Damen.«

»Um sieben Uhr ist früh genug, denn es ist schon spät; wir sind ja erst gegen vier Uhr hier angekommen. — Jetzt wollen wir Haus, Garten und Park und was sonst noch zu sehen ist in Augenschein nehmen.«

»Ich will das Billard sehen.«

»Jeder thue was ihm beliebt. Wir proclamiren unbeschränkte Freiheit, nicht wahr, meine Damen?«

»Ja, ja, auf dem Lande muß man sich keinen Zwang anthun.«

Die ganze Gesellschaft tritt ins Haus. Die Gärtnersfrau, eine junge flinke Bäuerin, öffnet alle Thüren. Die

Zimmer sind sehr gut möblirt. Im Salon sagt Madame Coquelet freudig überrascht:

»Siehe da, ein Piano! Spielt denn Herr Duvalloir!«

»Ich glaube nicht,« sagt Hortense; »denn ich erinnere mich, daß ich ihn in unserer letzten Soirée fragte, ob er musikalisch sei, und er verneinte.«

»Dann hatte er also ein Piano zur Unterhaltung seiner Gäste . . .«

»Oder er hatte eine Dame hier. Wir wissen ja noch nicht, ob er verheiratet ist oder nicht.«

»O, ich würde ihn gewiß nicht darum fragen,« sagt Madame Burgrave.

»Ich glaube,« setzt Grébois hinzu, »daß es leicht zu erfahren ist. — Sind Sie schon lange bei Herrn Duvalloir in Dienst?« fragt er die Gärtnersfrau.

»Nein, Herr, erst zwei Jahre; ich hatte meinen Mann eben erst geheiratet, als er hier Gärtner wurde.«

»Zwei Jahre! damals muß Herr Duvalloir auf Reisen gewesen sein.«

»Ja wohl, er war nicht hier; ein anderer Herr, der dazu bevollmächtigt war, entließ den frühern Gärtner und mein Mann bekam den Platz. Wir sind also lange hier gewesen, ohne unsern Herrn zu kennen. Wir haben ihn vor einigen Monaten, als er von der Reise kam, zum ersten Male gesehen. Er kam in dieses Haus, hielt sich aber nicht lange auf; er übernachtete hier nicht einmal; er kam Morgens und ging Nachmittags wieder fort. Er sagte zu uns: Ich will diese Besitzung verkaufen; sehet zu, daß der neue Eigenthümer Euch behält, mich kümmert es nicht mehr.«

»Ein sonderbarer Mann! . . . Und seitdem ist er nicht wieder hier gewesen?«

»Nein, Herr, wir haben ihn gar nicht wiedergesehen; aber gestern schrieb er uns, um uns Ihren Besuch anzuzeigen und seine Befehle zu geben.«

»Ich sehe,« sagt Grébois zu den Damen, »daß meine Hoffnung nicht in Erfüllung geht; diese Leute wissen von ihrem Herrn nicht mehr als wir.«

»War das Piano schon hier, als Sie den Dienst antraten?« fragt Rosalvina die Gärtnersfrau.

»Ja, Madame; wir würden's nicht gebracht haben, weil ich nicht spielen kann; aber ich rühre es nicht an . . . obschon es nicht schaden könnte, es geht dadurch nicht zu Grunde.«

»Wie viele Schlafzimmer sind im Hause?« fragt Madame Coquelet.

»Acht Zimmer, Madame, und alle in gutem Stande, mit weichen Betten, so daß die werthe Gesellschaft hier übernachten kann, wenn's gefällig ist.«

»Was sagen Sie dazu, meine Damen?«

»Nun, es wäre vielleicht besser, als in der Nacht nach Paris zurückzufahren,« meint Hortense; »aber die Herren werden wohl nicht bleiben, mein Mann hat mir gesagt, daß er Morgen früh in Paris Geschäfte habe.«

Bouffi hat die Gesellschaft bereits verlassen und ist in aller Stille verschwunden. Burgrave läßt sich von der Gärtnersfrau zum Billard führen und ladet Coquelet ein, ihm zu folgen; aber dieser geht lieber in den Garten, um zu rauchen. Grébois ist also der einzige Begleiter der drei Damen. Nachdem diese alle Zimmer des Erdgeschosses und

des ersten Stockes in Augenschein genommen und die geschmackvolle Einrichtung bewundert haben, begeben sie sich in den Garten, durch den man gehen muß, um in den Park zu gelangen.

Der Gärtner trägt sich wieder als Führer an, aber man dankt ihm, man will lieber frei und ungebunden umherwandern.

Die schöne Hortense und Grébois haben bereits einige vielsagende Blicke gewechselt.

Euphrasia eilt voraus, bald rechts bald links stehend bleibend, denn sie will Alles sehen, Alles mustern; sie tritt in jeden Kiosk, besucht jede Grotte, jedes Gebüsch. Aber die zartfühlende Rosalvina geht dem Exadvocaten nicht von der Seite und wiederholt unaufhörlich:

»Wie artig unsere Männer sind! sie haben uns verlassen. Wäre Herr Grébois nicht da, wir würden keinen Mann bei uns haben. Er ist galant, er wird uns nicht verlassen . . . und wir ihn auch nicht. O, ich wenigstens trenne mich nicht von ihm.«

Dieses Versprechen scheint Madame Boussi nicht sehr zu erfreuen, denn sie antwortet:

»Wahrscheinlich bringt uns Herr Grébois ein Opfer, er möchte vielleicht lieber bei den Herren sein. Ich für meine Person bitte ihn, sich gar keinen Zwang anzuthun.«

»Ich schätze mich glücklich, meine Damen, daß es mir vergönnt ist, bei Ihnen zu bleiben,« antwortet Grébois, der die Gedanken der schönen Hortense erräth, aber nicht wohl anders antworten kann.

»Ja, ja, bleiben Sie bei uns,« erwiedert Rosalvina; »denn ich schwärme für das Landleben, aber ich muß ge-

stehen, daß ich auf dem Lande nie ruhig bin; ich fürchte mich vor Schnecken, Kröten, Schlangen ... O Gott! Die kleinste Schlange würde mich in die Flucht jagen. Man ist doch ruhiger, wenn man einen Mann bei sich hat. — Aber wo ist denn Madame Coquelet? Ich sehe sie nicht mehr.«

»Lassen Sie sie nur gehen, sie wird sich schon wiederfinden,« erwiedert Hortense.

»Ich finde sie seit Kurzem sehr verändert. Wie sie ihren Mann so schnöde behandelt! Die Flitterwochen sind längst vorüber.«

»Wie ist es anders möglich, wenn er immer raucht!«

»Mein Mann raucht auch, und doch würde ich mir nicht erlauben, ihn so zu behandeln.«

»Dieser Garten ist sehr hübsch. Kommen Sie in das Hollundergebüsch.«

»O, ich gehe nicht gern im Grase; ich fürchte immer, ein Gethier zu zertreten.«

»Was haben Sie denn zu fürchten, Herr Grébois ist ja bei uns! — Ich bin schon etwas ermüdet.«

»Dann wollen wir uns auf die Bank in jener Laube setzen, da ist's kühl.«

Grébois gibt der Banquiersfrau einen Wink. Rosalvina geht mit großer Vorsicht im Grase; sie entschließt sich jedoch, in die Laube zu gehen.

»Ja, hier ist's schön!« schwärmt sie, sich setzend. »Hier ist's kühl ... hier kann man sich ungestört seinen Gedanken hingeben.«

»Wenn ich hier wohnte,« sagt Grébois, »so würde ich recht oft in dieser Laube sitzen und lesen ... Ach, mein Gott!«

Grébois, der zwischen den beiden Damen saß, springt schnell auf.

»Was gibt's denn?« fragt Madame Burgrave erschrocken.

»Eine Schlange . . . da, hinter uns . . .«

»Eine Schlange!« . . . und Rosalvina springt ebenfalls auf, hebt ihre Crinoline auf, um besser laufen zu können, eilt in den ersten Weg, den sie bemerkt, springt über Blumen hinweg, beseitigt und zerbricht die Zweige, die ihr im Wege sind, und schreit unaufhörlich: »Eine Schlange! eine Schlange! . . . Hilfe!«

Der Exadvocat und die schöne Hortense entfernen sich in entgegengesetzter Richtung und verschwinden in einem dichten Gebüsch, herzlich lachend über die gelungene Kriegslist.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.